

**Zürcher Journalistenpreis
1984**

INHALTSVERZEICHNIS

Liste der Preisträger	5
Einleitung von Dr. Hans W. Kopp, Präsident der Jury des Zürcher Journalistenpreises	7
Ehren-Urkunden für die Preisträger	11/25/45
"Spuren. Ein Besuch in Prag" (Dieter Bachmann)	13
"Erosion und Entwaldung, Verwüstung und Versalzung" (Georg Gerster)	27
"Endstation Ohnmacht" (Anna-Christina Gabathuler)	47
Würdigungen	51
Zur Verleihung des Zürcher Journalistenpreises 1984, - Ueber Länge und Würze - Rede von Dieter Bachmann	59
Anlässlich der Ueberreichung des Zürcher Journalistenpreises 1984, Rede von Georg Gerster	67
Spenderliste	75
Auszüge aus dem Presse-Echo	77
Reglement über die Verleihung des Zürcher Journalistenpreises	83
Auslegungsentscheide der Jury (in Stichworten)	91
Administrative Angaben	93

DER ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS 1984

wird es *ex quo* verliehen an:

DIETER BACHMANN

Spuren. Ein Besuch in Prag

GEORG GERSTER

**Erosion und Entwaldung,
Verwüstung und Versalzung**

SONDERPREIS

ANNA-CHRISTINA GABATHULER

Endstation Ohnmacht

Verleihung des Zürcher Journalistenpreises 1984

anlässlich der Generalversammlung des
Zürcher Pressevereins vom 27. April 1984

Der Journalistenpreis 1984 wird ex aequo folgenden Medienschaffenden verliehen:

- Herrn Dieter Bachmann für seinen Beitrag "Spuren. Ein Besuch in Prag", erschienen im Tages Anzeiger Magazin vom 2. Juli 1983;
- Herrn Georg Gerster für seinen Fotobericht "Erosion und Entwaldung, Verwüstung und Versalzung", erschienen in der Neuen Zürcher Zeitung vom 3./4. Dezember 1983.

Ferner verleiht die Jury erstmals einen Spezialpreis. Er geht an

- Frau Anna-Christian Gabathuler, Buchhändlerlehrtöchter, für ihren Bericht "Endstation Ohnmacht", erschienen in der Jugendzeitschrift team Nr. 1, 1984.

Die beiden Preisträger erhalten je eine Preissumme von 3'000 Franken. Der Spezialpreis beträgt 600 Franken.

Auch in diesem Jahr hat sich die Jury über mangelnde Arbeit nicht beklagen können. Sie hat ausschliesslich Arbeiten, die von dritter Seite eingesandt wurden, beurteilt und angesichts der in den Vorjahren mit diesem Vorgehen gemachten eindeutig sehr guten Erfahrungen wiederum auf ihr Recht verzichtet, Artikel von sich aus beizuziehen.

Bei ihrer - wie hier gesagt werden darf, wieder durchwegs einstimmigen - Beschlussfassung hat die Jury mit den kritischen Stimmen gerechnet, die ihr vorwerfen werden, dass erneut kein Beitrag aus der Feder einer Wirtschaftsjournalistin oder eines Wirtschaftsjournalisten ausgezeichnet wurde. Die Jury legt Wert darauf, ausdrücklich und spontan zu sagen, dass ganz besonders auch dieser Sparte die unverminderte Aufmerksamkeit aller zu der Jurierung Beteiligten galt. Doch wurden einerseits relativ sehr wenige wirtschaftsjournalistische Beiträge eingereicht. Andererseits kann die Jury keine Arbeit über wirtschaftliche Themata auszeichnen, wenn sie keine als preiswürdig erachtet. Die Jury wird das Problem im Auge behalten und rechnet auch in dieser Beziehung mit der Hilfe aller Verlage, Redaktionen und einzelnen Journalisten. Je mehr Bewerbungen aus dem Gebiet des Wirtschaftsjournalismus eintreffen, desto grösser wird schon rein statistisch die Wahrscheinlichkeit, dass gelegentlich auch auf diesem Gebiet Auszeichnungen verliehen werden können.

Auch den zweiten Vorwurf, den sich die Jury mit ihrer diesjährigen Preisverleihung möglicherweise gefallen lassen muss, hat sie bei ihrem Entscheid bedacht. Die Arbeiten der beiden Preisträger sind je in Wochenendbeilagen zweier grosser Zürcher Tageszeitungen erschienen. Diese Tatsache darf vor allem die Mitarbeiter kleinerer Blätter nicht entmutigen. Die Jury wird gern sobald als möglich wieder Publikationen aus dem Bereich auch der kleinen und kleinsten Lokal- und Regionalzeitungen auszeichnen. Auch hier gilt der Grundsatz: Je mehr Bewerbungen, desto grösser die Auswahlmöglichkeiten für die Jury.

Neben den dieses Jahr prämierten Arbeiten sind vor allem Bewerbungen aus dem Gebiet des politischen Journalismus bis in die engste Auswahl gelangt. Sie haben lediglich die allerletzte Hürde nicht geschafft.

In der Regel entfalten die preisgekrönten Beiträge dahingehend eine Signalwirkung, dass im jeweils nachfolgenden Jahr viele Bewerbungen aus denjenigen Sparten kommen, die im Vorjahr prämiert wurden. Das ist eigentlich schade. Die Jury kann und will sich

nicht auf ein bestimmtes Gebiet festlegen. Sie entscheidet jedes Jahr unabhängig von ihren früheren Entscheiden aufgrund der neu eingegangenen Bewerbungen.

Zum Schluss möchte ich allen Einsendern und Bewerbern den herzlichen Dank aussprechen dafür, dass dem Wunsch der Jury und insbesondere des ZPV, die Arbeiten immer sechsfach einzureichen, beinahe ausnahmslos entsprochen wurde. Der ZPV konnte dadurch erhebliche Kopierkosten einsparen. Wir bitten darum, bei der "guten Tradition" bleiben zu wollen.

Was die Jury in einzelnen bewogen hat, ihre diesjährigen Entscheidungen zu treffen, soll in den Würdigungen der einzelnen Jury-Mitglieder und "Laudatoren" sichtbar werden.

Hans W. Kopp

DER ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS 1984

wird

HERRN DIETER BACHMANN

für seine Arbeit

SPUREN. EIN BESUCH IN PRAG

erschienen im Tages Anzeiger Magazin

vom 3. Juli 1983

verliehen

Zürich, 27. April 1984

DIE JURY



(Dr. Hans W. Kopp)

(Lic. iur. Marie-Louise Baumann)

M.-L. Baumann

(Prof. Dr. Gerhard Schmidheien)

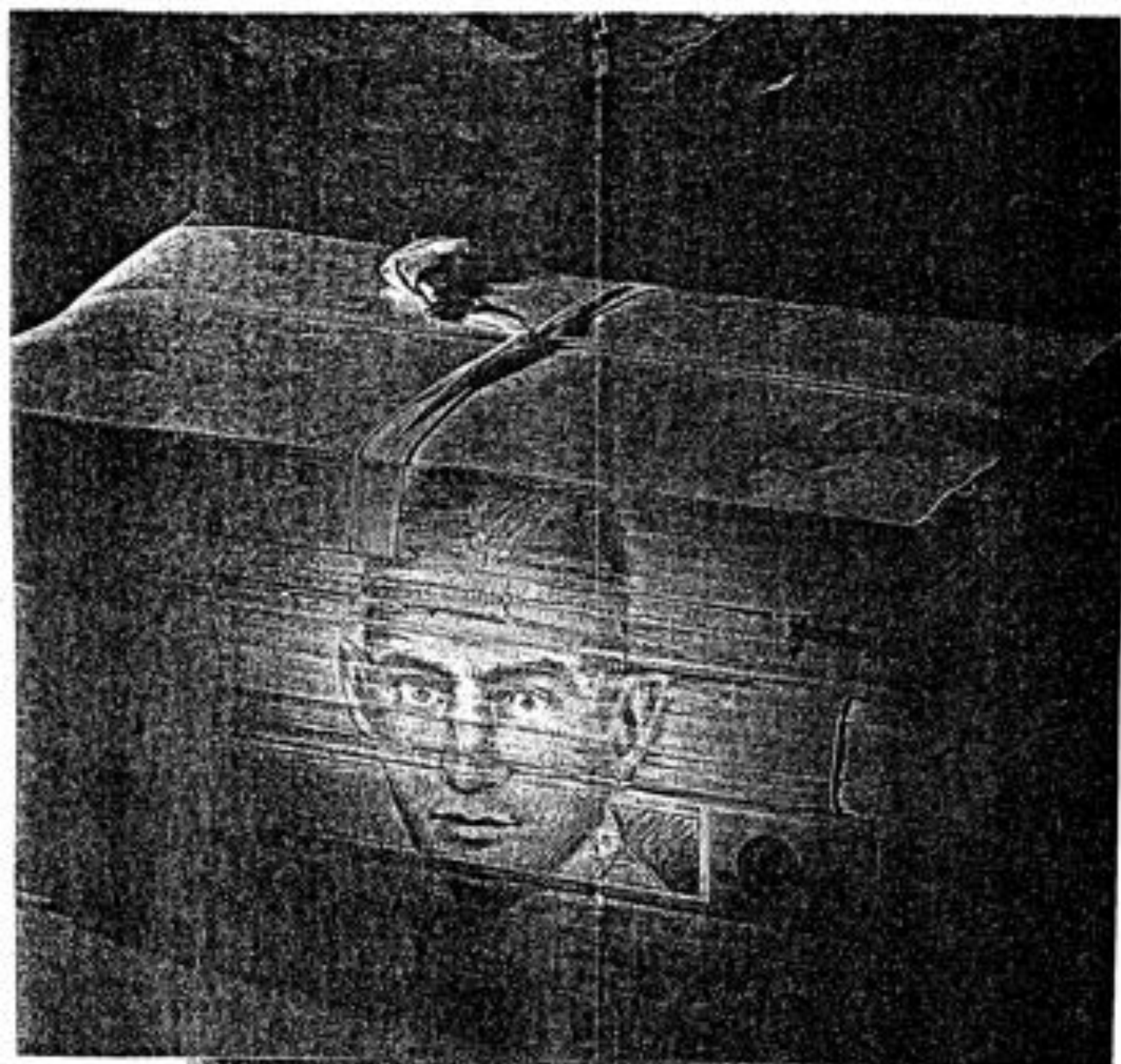
G. Schmidheien

(Dr. Hans Boghard)

H. Boghard

(Dr. Walter Stutzer)

W. Stutzer



Franz Kafka; † Prag 3. Juli 1883, † Kierling bei Wien 3. Juni 1924

Spuren

Ein Besuch in Prag!
Von Dieter Bachmann

«Ich darf also nicht fragen», sagte K.,
«auch das genügt mir.»
(«Das Schloss»)

Auch Prag feiert gern runde Geburtstage. 100 Jahre Nationaltheater, hundert Jahre seit der Geburt des Schriftstellers Jaroslav Hasek («Der brave Soldat Schwejk»). Nicht gefeiert wird der andere tschechische Dichter von Weltbedeutung, zwei Monate nach Hasek geboren und im gleichen Jahr wie jener Antipode gestorben: Franz K. K. ist in der CSSR eine «Unperson», was soviel heisst, dass es ihm nicht geben darf, obwohl es ihm gibt; die Möglichkeit, als Schriftsteller eine «Unperson» zu werden, beweist nebenbei die Gefährlichkeit von Literatur. – Um zu feiern, was zu feiern auch nötig ist, die Lebenden, hätte das «Magazin» zu K.s 100. Geburtstag gern einen lebenden Schriftsteller – und ebenfalls «Unperson» – porträtiert, den Schriftsteller Vaclav H. An Versuchen, ihn zu treffen, hat es nicht gefehlt. Aber es kann für eine «Unperson», und besonders für diese, so stark exponierte, gefährlich sein, mit Personen aus dem Westen zu sprechen; das Treffen fand nicht statt. Durch die unsichtbare Mauer des Schweigens von H. getrennt, in Prag zugegen, kam der Reporter wieder auf K. zurück. Was er notieren konnte, sind Spuren; sie führen nicht unbedingt geradeaus.

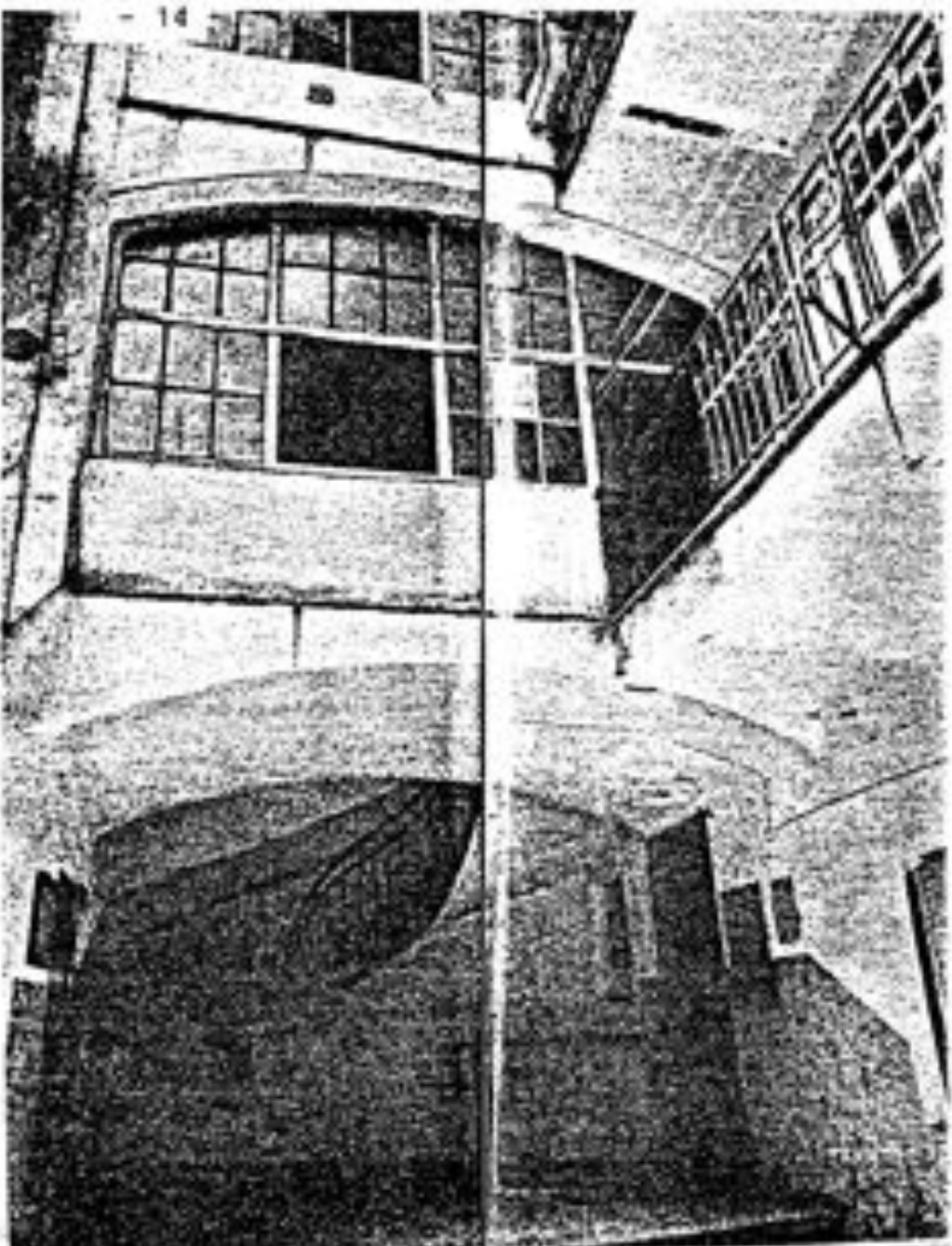
Schon in Paris hatte ich versucht, einen exilierten tschechoslowakischen Schriftsteller, vielleicht den bedeutendsten, Milan Kundera, zu sprechen. Im Besitz seiner Telefonnummer der Versuch, ihn anzurufen. Auf das Anwählen der richtigen Num-

mer meldete sich ein Fräulein vom Amt mit dem Bescheid, sie sei leider nicht befugt, Verbindung mit der gewählten Nummer herzustellen. N. und ich gingen selbst vorbei, fanden Haus und Klingelknopf. Der Knopf war von irgendwem mit zwei roten Pfeilen bezeichnet worden. Auf das Läuten antwortete eine Frau über die Gegensprechanlage. Nein, Kundera sei nicht zu Hause. Nein, sie wisse nicht, wann er zu erreichen sei. Nein, in den nächsten Tagen jedenfalls nicht. Wir durften den Namen hinterlassen, sonst abgewiesen von diesem Schwarzen aus der Klingelplatte. Pech – aber man nimmt es in solchem Zusammenhang nicht gerade als gute Vorbedeutung...

Anstrengungen, mit dem tschechoslowakischen Schriftsteller Vaclav H. ein Treffen in Prag zu arrangieren. Man erkundigt sich nicht einfach auf dem Fernamt nach der Telefonnummer und ruft an. Vaclav

H. war, nach langer Haft, die er nach erfolgreichen Theaterstücken wie «Vernissage» oder «Audienz» und seinem unverbreiterten Einsatz für die Charta 77 und deren Grundsätze verbüsst hat, nach Monaten eines durch die Haft notwendig gewordenen Klinikaufenthaltes, nach Hause entlassen worden. Westkontakte sind ihm untersagt oder nicht ratsam, denn sie müssen fast notwendig als staatsfeindlich gelehrt werden.

Der Journalist versucht, einen Kontakt über den deutschen Verleger H.L. herzustellen. Telefone bis sind her. Ein Brief nimmt einen Weg nach P. zu H., der dem Journalisten verborgen bleibt. Unterdessen beschwört der Verleger den Journalisten, entweder von seinem Vorhaben abzulassen, oder doch mit äusserster Vorsicht, Diskretion, Schlaubeit, Delikatesse vorzugehen. Jeder der Schritte H.L. sei überwacht. In den Kellern des staatlichen Sicherheitsdienstes stapelten sich die Tonbänder mit den abgehörten Telefongesprächen. Post werde kontrolliert. Und zu af-



dem Übel habe H. die fatale Neigung, sich durch seinen Mut immer wieder selbst zu gefährden. Ob der Journalist verantworten könne, wenn H. seine Aussagen wieder für zehn Monate - die vorderhand erlassene Reststrafe - ins Gefängnis müsse?

Wenn man nach Prag will, kann man nicht einfach hinfahren, man muss ein Visum beantragen, man muss die Reise organisieren. Also gab es für den Journalisten irgendein Datum. Am Tag vor der Abreise noch einmal ein Telefonat mit dem Verleger. Eine Antwort H. sei zwar nicht eingetroffen, hingegen der schwer deutbare Bescheid, dass wenn er sprechen würde, dann nicht über seine Person. Sollte der Journalist, einmal in Prag, einfach anrufen? Entsetzen am andern Ende der Leitung. Andere Prag-Kenner: Da gebe es keinen Ratschlag; es sei unmöglich vorzusatzgeben, was ein solcher Kontaktversuch nach sich ziehe. Es war ferner nicht anzunehmen, dass der tschechoslowakische Schriftstellerverband den Kontakt gern vermittelt hätte.

In Prag dann das Gefühl, dass alles, was man in Richtung Vaclav H. unternehmen würde, falsch, missadäquat, für den einen oder den andern gefährlich sein könnte. Es war ja damit gedroht worden, dass selbstverständlich auch das Telefon im Hotel abgehört wurde. Ob all dem Gerede hat der Journalist, der als Tourist eingereist ist, das Gefühl, schon bei der Erkundigung nach dem Betrag, den man in einer öffentlichen Telefonzelle einwerfen müsse, dächte zu werden. Touristen telefonieren nicht. Die Hoffnung, H. zufällig auf einer Parkbank zu begegnen, etwa indem dieser dem Journalisten über den Rand einer verkehrt herum gehaltenen Zeitung zublinzelt, darf nicht genährt werden.

Während dem Journalisten von allen Seiten Schwarzgeld zu unglaublichem Kurs angeboten wird, das er nicht annehmen, um nicht mit einem davor vergeblich sein Bleiben zu gefährden, nimmt die Verzweiflung zu. In dieser Verzweiflung nimmt er Kontakt mit der eigenen Botschaft auf, fährt mit einem Taxi dorthin, dessen Fahrer ihm einen Betrag knüpft, der nur mit dem Schwarzgeld zu rechtfertigen wäre. Kann man wie stets in der Botschaft frei sprechen: des Schweizerdeutschen mächtige / denkbar? Der Attaché blüht den V

entlang und sagt: Eine Garantie dafür, dass man nicht abgehört wird, gibt es nicht. Schweizerdeutsche Abhörer sind denkbar. Was wollen Sie denn sprechen?

Er schiebt mir einen Zettel hin, auf den ich den Namen schreibe. Der Zettel wird, als wir den Raum später verlassen, vernichtet. Was für der Attaché? Zur Vorsicht, natürlich. Am 21. Juli finde in Prag eine internationale Friedenskonferenz statt. Noch sei nicht klar, welche Wendung diese Konferenz nehmen könne. Gerichtsweise verlautete jedenfalls schon jetzt dass mit Wortmeldungen dissidenten Schriftsteller zu rechnen sei. Eine gewisse Spannung sei also festzustellen, und entsprechend erhöhte Vorsicht geboten. Über H. mit Anlässigen sprechen zu wollen, sei sinnlos; über eine - Unperson - spreche man nicht. Und sonst entbehre die literarische Szene allerdings jeden Reizes. Literarische Zirkel, einzelne Schriftsteller seien ihm, A., persönlich nicht bekannt.

Durch einen tschechischen Angestellten wurde dann wenigstens ein Telefongespräch mit einem Intellektuellen möglich. Der Attaché begleitete den Journalisten persönlich zum Gittertor, das er hinter ihm ins Schloss fallen lässt.

Später schaute ich, nur um nichts zu versäumen, im Prager Telefonbuch nach. Dort gibt es acht Menschen, die den Namen Vaclav H. tragen.



Einer Schrift von Amnesty International ist über die Situation in der CSSR unter anderem folgendes zu entnehmen: Die Verfassung von 1960 ist nach wie vor in Kraft und garantiert den tschechoslowakischen Bürgern Freiheit der Meinung und der Meinungsäußerung, Versammlungsfreiheit, Wohn-, Brief- und Postgeheimnis, freie Wahl des Wohnsitzes, Religions- und Bekenntnisfreiheit. Alle diese Garantien werden laufend und in knapper Weise verletzt.

Im Januar 1977 verhaftete die Staatssicherheitspolizei vier Personen unter der Beschuldigung, sie hätten literarische Texte zur Veröffentlichung in Emigrantenschriften ins Ausland geschickt. Im Oktober 1977 wurden der Theaterdirektor Otta Ornest und der Journalist Jiri Lederer zu dreieinhalb bzw. drei Jahren Haft verurteilt. Der Schriftsteller Frantisek Pavlicek zu 17 Monaten (auf Bewährung), der Schriftsteller Vaclav Havel - wegen des Versuchs, im Ausland die Interessen der Republik zu schädigen - zu 14 Monaten

auf Bewährung. Ormests Strafe wurde später auf zweieinhalb Jahre herabgesetzt. Havel wurde im Mai 1979 wegen Erklärungen über Personen, die er zu Unrecht für verfolgt hielt, verhaftet. Mit ihm Petr Uhl, Vaclav Benda, Otta Bednarova, Jiri Dienstbier; im Oktober 1979 wurden sie wegen umstürzlerischer Tätigkeiten -in Zusammenarbeit mit ausländischen Mächten- zu vier, fünf, vier und zweimal drei Jahren Haft verurteilt. Die Urteile betrafen Unterzeichner der Charta 77, die sich für die Durchsetzung der Menschenrechte (siehe oben) in der CSSR einsetzt, und des Komitees zur Verteidigung unrechtmäßiger Verfolgter.

Im Juli 1977 wurde ein Industriearbeiter zu drei Jahren Haft verurteilt, weil er Flugblätter verfasst und an öffentlichen Plätzen angebracht hatte. Ein Gewerkschafter, der in seinem Büro einen Zeitungsausschnitt aus «Rude Pravo» mit der Ankündigung von Gehaltserhöhungen neben seine eigene Gehaltsabrechnung gehängt hatte, wurde zu 18 Monaten Haft (wegen Aufwiegeln) verurteilt. 19 jugendliche Mitglieder einer Rockgruppe wurden wegen ihrer kulturellen Tätigkeiten und ihrem Lebensstil 1976 zu Haft bis zu 30 Monaten verurteilt. Ein Pastor und Unterzeichner der Charta 77 wurde 1978 zu acht Monaten Haft wegen «Angriffs auf einen öffentlichen Amtsträger» verurteilt. Er hatte seine Frau verteidigt, als ihr ein Polizeibeamter bei der Durchsuchung ihres Hauses einen Brief abzunehmen versuchte. Der Charta-Sprecher Kadoľ Batek wurde im Herbst 1981 der Unterwanderung der Republik für schuldig befunden und zu siebeneinhalb Jahren Zuchthaus der zweiten Kategorie (verschärfter Vollzug) und anschließenden drei Jahren «Sicherheitsüberwachung» (durch die Polizei) verurteilt. Die Haft wurde in der Befreiung auf fünfzehn Jahre herabgesetzt.

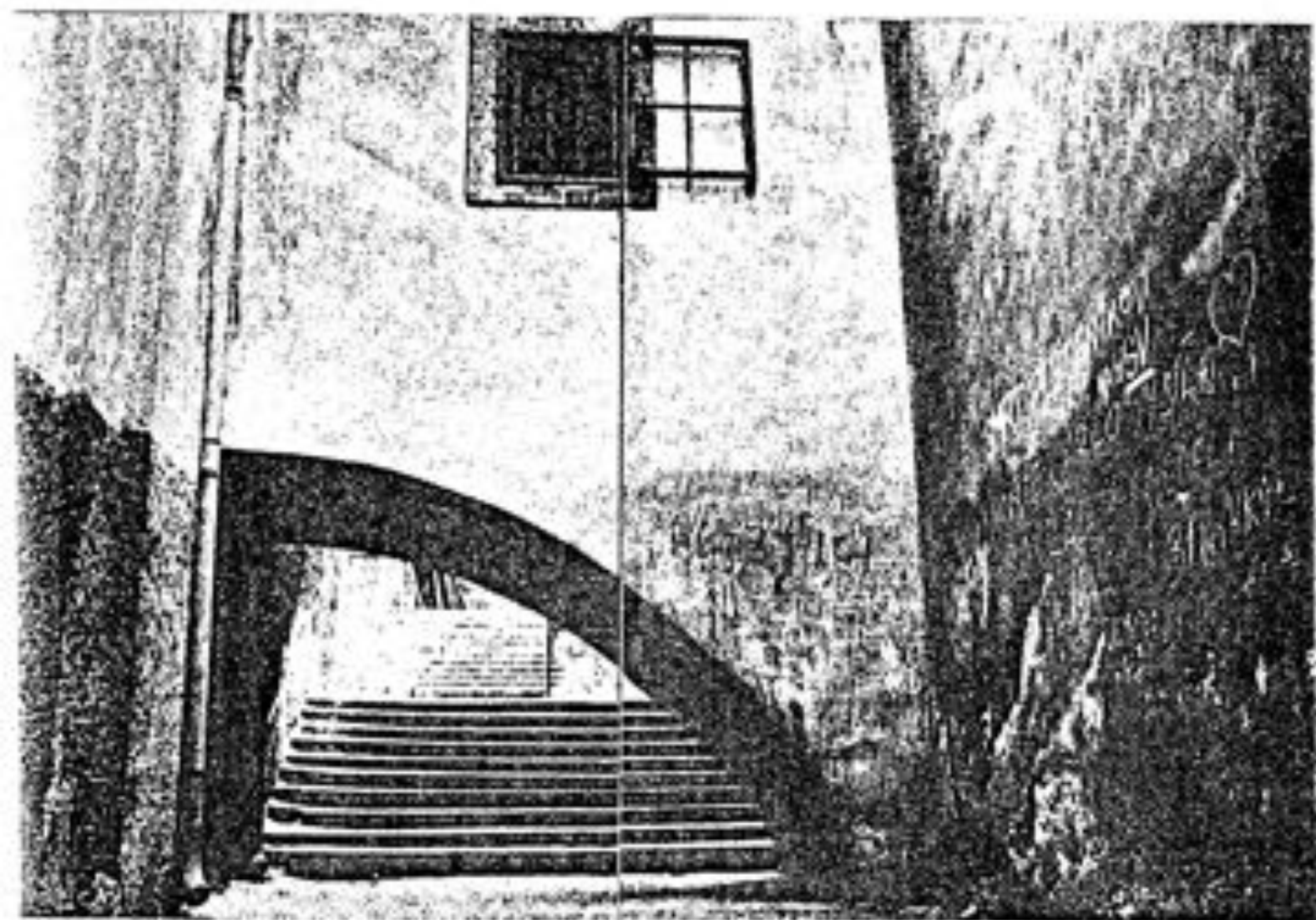
Häufig kommen kurzzeitige Inhaftierungen - meist bis zu 48 Stunden - und Misshandlungen von Dissidenten vor, daneben Leibbesichtigungen und Hausdurchsuchungen, Beschlagnahme von Eigentum, Überwachung, Verleumdung, Entlassung, Verlust sozialer Leistungen. Dazu kommen Einschüchterungsversuche aller Art; Batek wurde vor seiner Verhaftung neunmal von der Polizei «besucht», zweimal wurde er nach einem Verhör weit ausserhalb von Prag gefahren und dann ausgesetzt. Sein Auto wurde mutwillig beschädigt und später gestohlen. Wegen des gestohlenen Wagens wurde er auf die Polizeistation bestellt; als sich niemand um ihn kümmerte, ging er weg. Man inhaftierte ihn und warf ihm «Bedrohung eines Polizeibeamten», später «Körperverletzung» vor. Amnesty International (Juli 1981): «In dem letzten Jahren haben brutale

Obergriffe auf Dissidenten deutlich zugenommen.»



Der Schriftsteller Vaclav H. ist nach seiner Erlassung aus mehrjähriger Haft und Spitalaufenthalt vom französischen Journalisten Antoine Spire gefragt worden: «Was können Sie über das Gefängnis und Ihren Aufenthalt dort sagen?» H.: Antwort, Anfang April 1982:

«Es geht um ein in seinem tiefsten Wesen wahrscheinlich nicht mittelbares Erlebnis. Deshalb nur kurz: Jahrelang musste ich in einer Atmosphäre der Angst leben, des systematischen Brechens des Charakters, der Demotivation und Erziehung zum Egoismus, in der Atmosphäre von Intrigen und direkter oder verschiedenartig bürokratisierter Schamereien, stumpfer Disziplin und willkürlichen Schikanen, Erniedrigungen und Beleidigungen, dabei ohne die Möglichkeit eines auch nur primitivsten positiven Erlebens, wie es zum Beispiel jemandes verständnisvoller Händedruck ist. Immer wieder machte ich mir klar, dass es nicht der Sinn des Gefängnisses ist, dem Menschen einige Jahre seines Lebens zu nehmen und ihm einige Jahre Leiden zu bereiten, sondern etwas mehr: ihn für sein Leben zu zeichnen, seine Persönlichkeit zu zerstören, ihm eine Kerbe ins Herz zu schlagen, die wohl niemals völlig ausheilen kann. Das Gefängnis kommt mir ein wenig wie ein futurologisches Laboratorium der Totalität vor: Alle baut verborgen und unziften Arten der Manipulation des Menschen durch das System sind dort nicht nur in ihrem nackten Skelett gegeneinander - draussen sind sie schwer so deutlich zu sehen -, sie sind dort darüber hinaus zu einer Vollkommenheit entwickelt, von der unser System in der Sphäre der «Ausenswelt» bisher nur träumen kann. (...) In einer Zelle mit zwölf oder fünfzehn Gefangenen kann man mehr einzigartige Menschen antreffen als unter Tausenden, die in einer Siedlung leben. Seinerzeit habe ich in «Rude Pravo» einen Artikel des tschechoslowakischen Innenministers Dr. Olcina gelesen, in dem er den Gedanken entwickelte, dass die Kriminalität im Sozialismus ihrem Ursprung in der noch nicht ausreichenden sozialen Homogenität der Bevölkerung hat. Streichen Sie das Wort «sozial», und Sie haben den Schlüssel zum Verständnis der Sache. Das Unkraut wird beseitigt - indem das Feld beseitigt wird. Wirklich: Wo das Leben regiert wird, dessen Wesen Verschiedenartigkeit und keinesfalls Homogenität ist, kann Kriminalität nicht blühen, weder die vermeintliche noch die wirkliche. Um aber gerecht zu sein: Das ist keine besondere Spezialität gerade dieser tschechoslowakischen Gefängnisse; um



eine zielbewusste Deposition und Destruktion der menschlichen Individualität und Identität geht es auch anderswo. Bei uns ist das alles wohl etwas deutlicher und zeichnet sich durch zahlreiche Eigenarten aus, die aus der unterschiedlichen Natur unseres Systems hervorgehen. Unter anderem aus dem durch die tägliche grünläliche Lektüre von *Radio Pravo* als einziger Informationsquelle im Gefängnis direkt gewonnenen oder indirekt abgeleiteten Angaben habe ich ausgerechnet, dass es in der Tschechoslowakei, auf die Bevölkerungszahl umgerechnet, etwa viermal soviel Gefängnisinsassen gibt wie in den USA. Sehr vereinfacht gesagt: Das gegenwärtige Gefängnis ist längst nicht mehr auf unmittelbarem physischem Leiden gegründet (obwohl dort auch selbstverständlich hin und wieder geprägt und geborgert wird), sondern auf etwas Schlimmerem: Es ist ein ununterbrochener Angriff auf die Psyche,

Nerven und sittliche Integrität des Menschen.

Soweit der Schriftsteller Vaclav H. Es wäre selbstverständlich oberflächlich, zufällig, in hohem Masse unserlich und unwissenschaftlich, diese Ausführungen in Bezug zu setzen zur Novelle *«In der Strafkolonie»* des Schriftstellers Franz K., die dieser unter ganz anderen Umständen, wenn auch in der gleichen Stadt, geschrieben hat.



Oberirdisch das Bröckeln, das Zerfallen, die Furchen im Gesicht einer alternden Stadt. Pflaster bricht von den Fassaden, auf dem Trottoirs gibt es Lächer, die nicht geflickt werden; das renovierte, goldene Dach des Nationaltheaters und die Goldkappe des Nationalmuseums am Wenzelsplatz treten um so stärker hervor. Die Stadt macht den Eindruck eines Provisoriums zwischen dem, was nicht mehr genügt und dem, was noch nicht sein kann; der Blick fällt auf die Steine im Strassenpflaster, die den Transchienen entlang locker aus dem Boden treten. Die Trambahnen fahren mit Getöse schlingend über die Geleise. Es ist mühsam, dieses oberirdische Prag, und manchmal auf eine trockene Art gespenstisch, etwa dort, wo hinter den rostigen Wellblechverschüngen

einer Grossbaustelle grosskalibrige Rohre am zweiten Stock der grauen Häuser entlanggeführt werden. Städtisches Gekröse, das wir unter der Erde wissen, schlängelt sich hier geradezu obzön den Fassaden entlang. Und gespenstisch, jedenfalls labyrinthisch ist es dort, wo im Häusergeschachtel das Geflecht der Passagen, die unter Grossgebäuden hindurch Haupt- und Seitenstrassen unüberschaubar verbinden, zu einem dunklen System der Durchgänge, Kavernen, Souterrains wird. Ein Labyrinth, in dem tagsüber ein passives Haaten von Menschenmengen herrscht, während es nachts verlassen da liegt. In diesen Passagen sind Kinos, Gaststätten, Läden und Geschäfte, die man kennen muss, um sie zu finden.

Unterrirdisch bietet Prag, mit der neuen Metro, ein ganz anderes Bild. Es ist, als ob aller moderner Reichtum unter die Erde verlegt worden sei. Die Stationen sind in poliertem Marmor ausgekleidet, abwechslungsreich in verschiedenem Stein, nüchtern und stilischer, elegant im Bogen und in der Säule. Die Schachtwände sind aus eloxiertem Metall, wiederum jede Station in einer anderen Farbe, so dass der Einheimische *«eine»* Stationen auch ohne Aufschrift an der Farbe erkennt. Sogar Luxus gibt es im unterirdischen Prag: Am Kopfende jedes Metrobahnsteigs hängen zwei Digitaluhren; die eine zeigt die Uhrzeit an, die andere, mit Minuten und Sekunden, die Zeit, die seit der Ausfahrt des letzten Zugs vergangen ist, so dass jedermann weiss, wie lange er noch auf den nächsten zu warten hat. Die Züge fahren in dichtem Abstand, und eine Fahrt kostet genau eine Krone, 20 Rappen zum offiziellen Kurs umgerechnet. Rolltreppen sind oft dreifach ausgelegt, so dass bei Reparaturen immer zwei in Betrieb bleiben können. An einer Rolltreppe, die in Reparatur ist, hängt ein Schild, auf dem gross das Datum des Reparaturbeginns und das vermutliche Enddatum verzeichnet ist; auch Pannen verlaufen hier nach Plan.



Samstagabend, die Passanten und die Müsiggänger, die am Tag den Altstädter Ring (Staroměstské náměstí) bevölkern, haben sich auf einen kleinen Rest verdrängt. Einzelne markieren den leeren

Platz, der einen Westler jetzt an die anstehende Sonntage erinnern kann. Am Rand des Platzes die hochauftragende Tejnische, deren spätgotische Türme gegenseitig völlig eingerückt sind; damit ist die Kirche, deren Front ohnehin durch die davorstehende alte Tejnische verdeckt ist und die nur durch einen schmalen Hausdurchgang überhaupt zu erreichen ist, nur noch Innenraum. Gesang tönt einem entgegen, wenn man jetzt die knarrende Tür aufstößt, Kerzenlicht auf dem goldverzierten Altar, der weit hinten in dem hohen Dom als Insel im Halbdunkel steht. Die Kirche ist zur Abendmesse halbvoll; die gedämpfte Stimme des Priesters, die ruhigen Verrichtungen zur Vorbereitung des Abendmahls, die vom Eingang her mehr zu ahnen als zu sehen sind, die respondierenden Stimmen der Gemeinde: als wäre man im Innern eines Wals.

Als die Hostie gereicht wird – der Priester stellt sich mit den Ministranten im Mittelgang auf –, bildet sich eine lange Schlange von Menschen, die geduldig anstehen. Sie reicht bis an den Hintereingang. Langsam rücken sie, Schritt für Schritt, zum Priester vor. Von den Anwesenden verlassen die meisten ihre Bänke. Ein Mann kommt, verspätet, herein, und stellt sich, nach dem Knicks, gleich hinten an. Unter den Wartenden sind viele Junge, Mädchen, junge Männer im karierten Hemd mit dem Pallover darüber.

Ein Kenner sagt: Die Szene wäre typischer in Polen.

Legendäro rechts, im Dunkel, muss das Fenster sein, durch das der junge K. Einblick hatte ins Wallonene christliche Gewand.

Zu dem Wohlstan des »real praktizierten Sozialismus« gehört, dass er die Boutique verbindet hat. Während in Zürich teure Fetzen und Schuhe dort verkauft werden, wo früher tatsächlich so etwas wie ein literarisches Klima herrschte, im Café »Odéon«, ist in Prag kein Mangel an »Odéons«, in denen nicht nur Kaffee getrunken, sondern sogar noch das obigste Glas Wasser dazu serviert wird. Unter diesen »Odéons« wiederum steht das Café »Europa« am Wenzelplatz durch ein besonders jugendstilles Interieur – und einen Stehgeiger hervor. Marmor, schwarzes Holz, Messing, Glas, dies alles in einer zugleich pompösen und gradlinigen Ornamentik ineinander verschlungen; Kaffeehausische aus Marmor (wie sie im Westen allerdings synthetisch wieder hergestellt werden), dunkle Stühle mit rotem Plüschpolster und eine kleine Empore, auf der das Orchester sitzt: ein erster Geiger, ein zweiter, eine Art Hammondorgel, ein Klavier, ein Bass. Selbstverständlich kein

Schlagzeug. Das Durchschnittsalter der Musiker muss bei achtzig Jahren liegen. In dem Pausen lässt der Stehgeiger am Musikertisch von einem Arzt seine Breiten begutachten. Gespielt wird ausschließlich die klassische Unterhaltungsmusik, die Leber-Seligkeit und die Strauss-Beschwingtheit. Domasklänge, die Czardasfürstin, Passto-Rhythmen. Auf der Geige der Schmelz einer Zeit, die der Westen mit Stampf und Stiel ausgerottet hat. Kitsch, gewiss. Und gleichzeitig sind diese Musiker in ihren schwarzen Anzügen mit Querschnitten die Konservatoren einer europäischen Eigenschaft, die zugleich Krankheit wie Tugend ist, einer Schwäche als Stärke: der Melancholie.

Franz K. an Oskar Pollak
Prag, 10. Januar 1904

(...)

Weißt Du, was an manchen Leuten Besonderes ist? Sie sind nichts, aber sie können es nicht zeigen, nicht einmal ihren Augen können sie es zeigen, das ist das Besondere an ihnen. Alle diese Menschen sind Brüder jenes Mannes, der in der Stadt herumging, sich auf nichts verstehend, kein vernünftiges Wort herausbrachte, nicht tanzen konnte, nicht lachen konnte, aber immer krampfhaft mit beiden Händen eine verschlossene Schachtel trug. Fragte ihn nun ein Teilnehmender: »Was tragen Sie so vorsichtig in der Schachtel?«, da senkte dann der Mann den Kopf und sagte unsicher: »Ich verstehe mich zwar auf nichts, das ist wahr, ich kann zwar auch kein vernünftiges Wort herausbringen, ich kann auch nicht tanzen, auch lachen kann ich nicht, aber was in dieser, wohlgeheimt verschlossenen Schachtel ist, das kann ich nicht sagen, nein, nein, das sage ich nicht.« Wie natürlich, verliefen sich nach diesen Antworten alle Teilnehmenden, aber doch blieb in manchen von ihnen eine gewisse Neugier, eine gewisse Spannung, die immer fragte: »Was ist denn in der verschlossenen Schachtel?«, und um der Schachtel willen kamen sie hin und wieder zu dem Mann zurück, der aber nichts verriet. Nun, Neugierde, demartige Neugierde wird nicht alt, und Spannung lockert sich, niemand hält es aus, nicht endlich zu lächeln, wenn eine unscheinbare, verschlossene Schachtel mit ewiger unverständlicher Ängstlichkeit gehütet wird. Und dann, einen halbwegs gutartigen Geschmack haben wir ja dem armen Mann gelassen, vielleicht lächelt er selbst endlich, wenn auch ein wenig verzerrt. – Was an Stelle der Neugier jetzt kommt, ist gleichgültiges fernstehendes Mitleid, Ärger als Gleichgültigkeit und Festsetzen. Die Teilnehmenden, die kleiner an Zahl sind als früher, fragen jetzt: »Was tragen Sie denn so vor-

sichtig in der Schachtel? Einen Schatz vielleicht, ja, oder eine Verurteilung, nicht Na, machen Sie mir auf, wir brauchen beides, übrigens lassen Sie es mir zu, wir glauben es Ihnen auch ohnedem.» Da schreit es plötzlich einer besonders grell, der Mann schaut erschrocken, er war es selbst. Nach seinem Tod fand man in der Schachtel zwei Milchzähne. Franz



Ecke Niklanguasse/Beiselgasse eine Bronze an der k. u. k.-gelben Hausecke, so hoch, dass man sie suchen oder kennen muss, um sie zu finden. Vor einer konkav gebogenen Platte das Gesicht, das unverwechselbar, das unverwechselbar schmal wie ein Schwert gegen den Betrachter vorspringende; «so mager, wie ich bin», hatte jener notiert, «und ich bin der magerste Mensch, den ich kenne (was etwas sagen will, da ich schon viel in Sanatorien herumgekommen bin)».

Die Bronze bleibt, wie noch jedes Denkmal, hinter solchen Sätzen zurück, droht um jene Nuance zu stark damit, dass sie Kunst ist, die an Kunst so verstimmt; das rechte Auge ist hier unnatürlich aufgerissen; der Hals steht auf einer Querstrebe, auf der wiederum geschrieben steht ZDE SE J. 7. 1883 Narodil Franz Kafka.

Mladik heißt der Komatmann, der die Erinnerungsbronze für K.'s Geburtshaus hat fertigen dürfen; es ist das einzige Monument, das in dieser Stadt an K. erinnert. Die autoleeren Strassen, die von eiligen Fußgängern hüllen, die Nachbarschaft einer Baustelle mit Weißblechzaun, einer Parkverbotstafel und einiger Kebrichtemier gibt ihm die richtige Umgebung. Das ist eine Art Nirmandland am Rand des alten jüdischen Ghettos; ganz nahe sind der alte jüdische Friedhof, die Altneusynagoge – aber ebensodah das ehemalige Gräfflich Nostitzsche Nationaltheater, wiederum genau hundert Jahre vor K.'s Geburt mit Lessings «Emilia Galotti» eingeweiht (heute Tylcovs Divadlo), die spätmittelalterliche Teynkirche.

Ein Ort zwischen den Welten, eine StraÙe als Nahtstelle, eine Unzugehörigkeit.

In wenigen Schritten ist man am Ufer der Moldau, wenn man aus dem Schatten der Häuser herustritt, «so mager, wie ich bin, und ich bin der magerste Mensch, den ich kenne» – und man steht gegenüber dem Schloss, das vielleicht in der Abendsonne aufblüht und mit Hunderten von geschlossenen Fenstern, mit befestigtem Mauerwerk und scheinbar ohne Eingang über dem Fluss steht, der Hradchin. Erst in Prag wird anschaulich, dass das Schloss zunächst keine Metapher ist, sondern eine Tatsache, keine dichterische Erfindung, sondern ein Erlebnis; der mager, bleiche,

kränkelnde Judenjunge da unten, das gewaltige, unfassbare Schloss da oben.



Im alten jüdischen Ghetto von Prag, das kein Ghetto mehr ist, nachdem es Ende des 19. Jahrhunderts saniert wurde, steht die Altneusynagoge, die von jedem Touristen, also auch von mir, besucht wird. («Älteste Synagoge Europas, zweischiffiger, frühgotischer Sakralraum, um 1271, mit dem ältesten Prager Portal.») Man steigt ein paar Stufen hinunter zu einem Vorraum und dann noch einmal einige Stufen in den Sakralraum. Das gibt der Synagoge etwas Unterirdisches. Die Synagoge ist immer noch in Betrieb. An der einen Stirnwand entdeckte ich zwei kleine Anschlagtafeln in Form der mosaïschen Gesetzstafeln, Listen mit Nummern und Namen, die Sitzverteilung der Synagoge!

Oben links weniger Namen als auf den übrigen Zeilen, lauter «Rabim» – und dazwischen ein Dr. Franz Kafka.

Ich erkundige mich an der Kasse, der Kassier verweist mich an zwei Führerinnen, die im Hinterzimmer plaudern. Sie seien Christinnen, betauern sie, und würden nicht Bescheid; immerhin könnten sie sagen, dass die Namen nicht Lebende, sondern Tote meinten, denen die Plätze geweiht seien. Ich solle am die Mittagszeit im jüdischen Speiselokal um die Ecke nach dem Synagogendiener Neumann fragen, der wisse Bescheid.

Um die Mittagszeit ist nur Frau Neumann, Köchin offenbar in dem Lokal, in dem es nach süßem Gebäck riecht, da. Sie weiß nichts. Ein Mann kommt: Was wünschen Sie? Ich erkläre noch einmal meine Frage. Nein, nein, nein, das hat nichts mit dem Dichter zu tun, das ist ein anderer Toter – und wendet mich mit der Serviette



zur Tür hinaus. Im Umdrehen ein Blick in den Speisesaal, in dem einzelne Personen in einem gigantischen Jugendstilmöbel ein-
teils an weissgedeckten Tischen sitzen. –
Im Prager Telefonbuch gibt es viele Kaf-
kas. Darunter vornehm einen Franz.

Den »Prager Frühling«, es gibt ihn. Es gibt sogar ein offizielles Programm für den »Prager Frühling«: die Liste der Kulturveranstaltungen, die unter diesem Titel im Mai stattfinden. Schwerpunkte bilden das Theater und die Musik. Klassik dominiert. Im Sprechtheater Goethe (»Faust«), Aischylos (»Orestie«), Schiller (»Kabale und Liebe«), Shakespeare (»Hamlet«), Molière (»Tartuffe«), im Musiktheater Rossini (»Barbier von Sevilla«), Donizetti (»Don Pasquale«), Mozart (»Don Giovanni«), übrigens am 29. Oktober 1787 im Tylkovs Divadlo uraufgeführt). Daneben Gorki, Prokofjewe, Tschaikowsky, und endlich von dem Einheimischen Smetana, Dvorak, Caprk, Janacek, Satala. Zweimal wurde gespielt der treffliche »Soldat Schwejk«. Das Tyltheater schreibt im »Führer durch Geschichte und Gebäude« über seinen Spielplan: »An erster Stelle stehen tschechische Originalstücke, die sowjetische Dramatik und das Drama des sozialistischen Lagers. Einen weiteren dramaturgischen Kreis bilden in- und ausländische klassische Stücke. Und erst am letzter Stelle stehen Arbeiten von neuen Autoren aus der kapitalistischen Welt.«

Auf der Suche nach Spuren K.'s kann man in Prag auf eine Nische stossen. Dr. C. mochte ihre Telefonnummer – im Verzeichnis war sie nicht zu finden gewesen – nicht herausreichen. Ich solle begreifen, dass sie mehrere Söhne und Töchter habe, und diese wiederum Kinder. An einem solchen Tag sei sie bestimmt bei den einem oder anderen Enkelkindern. Es war nichts zu machen, Frau Vera S., die über eine erhebliche K.-Dokumentation verfügen soll, war nicht erreichbar. Es bleibt die Vorstellung einer alt gewordenen Nichte von K. im Kreis stützlicher Enkelkinder – eine im Zusammenhang mit K. absurde Vorstellung.

Es wurde möglich, den eminenten Kafka-Kenner und marxistischen Ästhetiker Professor Jiri H. zu sprechen. »Ich kämpfe zum zweitenmal in meinem Leben für K.«, sagte H., als wir uns, unter einem Sonnenschirm in einem kleinen Cafégarten in der Nähe der Zeitner-Gasse (Cetna) gegenüber, überraschend, unerhoffte Dame einer Stadt,

die nicht gerade mit Sonnenterrassen ge-
det. Für K., man glaubt es kaum, ist in
seiner Stadt noch zu kämpfen: Auch K.,
der Weltanator, steht in der CSSR auf der
Liste der »Unpersonen« und Nichtanato-
ren. »K.s Bücher«, sagt H., »sind nicht
eigentlich verboten, Sie finden sie in jeder
Bibliothek, aber gedruckt ist K. seit 15
Jahren nicht mehr geworden, und das be-
deutet, dass es ihn nicht gibt.«

»Das war«, sagt H., »schon einmal so:
in den fünfziger Jahren.« Ein Staat, der
durch seine ökonomische Weisheit die
Entfremdung des Menschen überwinden
und die Bürokratie in die Gruselkammer
des bürgerlichen Museums verbannen hat,
konnte mit K., dem Autor so bedrückender
wie reaktionärer Bücher wie dem
»Prozess« und dem »Schloss«, nichts an-
fangen; K. konnte nicht der Stolz einer
sozialistischen Republik sein.

Das änderte sich mit dem K.-Kongress
von Liblice, besucht von West-Marxisten
wie Ernst Fischer und bestimmt durch
einen Vortrag des Philosophen und Litera-
turanwaltens Edvard Goldstücker.
Und das änderte sich mit dem »Prager
Frühling«, 1968, mit dem sich so vieles
ändern sollte. Professor H. besaß: »Es gab
damals eine Chance, aber man hat diese
Chance auch, lassen Sie es mich deutlich
sagen, kriminell vertan. Dubcek und seine
Leute waren der Situation nicht gewach-
sen; man konnte nicht in der damaligen
Weise die verbündete Sowjetunion her-
ausfordern.« War D. vielleicht nicht ein-
fach zu sein? »Sehen Sie, Natürlich ist in
grausamen historischen Momenten ein Ver-
brechen. '68 war ein solches Augenblick.«

Ich hatte H. in seinem kleinen Uni-Büro
abgeholt; an der Tür stand »Estetika kate-
dra« und darunter ein paar Namen von
Dozenten, die sich in dieses Zimmer teilen,
drinnen sah es aus, mit Büchern, Papieren,
Akten und abgeschubten Büromöbeln, wie
in einer Verfilmung des »Prozess«. H., mit
seiner eckigen Hornbrille und dem grauen
Anzug, eher klein von Statur und nervöser
Bäucher, erinnerte ein wenig an den Sartre
der fünfziger Jahre, und es war auch seine
erste Frage an den Besucher: Wieviel man
gegenwärtig für ein einfaches Hotelzim-
mer in Paris rechnen müsse. Es gibt eine
Studie von H., in der er den Dichter K. in
enge Beziehung zum Autor des
»Schwejk«, Jaroslav Hasek, bringt.

»Sie müssen sich gekannt haben, das ist
nachweisbar«, sagt H. »Als Hasek seine
blasphemische »Partei für gemäßigten
Fortschritt in den Schranken des Gesetzes«
gründete, tigten deren Mitglieder in einer
Kneipe, in der auch Kafka verkehrte.«
Kann man sich K., wie eben Hasek, la-
chend und rollend hinter einem riesigen
Bierstiel vorstellen? »K. hat sehr gut
Tschechisch gesprochen, und er trank
Bier, und er lachte auch, wenn auch sicher

nicht in der Art, wie Hasek lachte. Hasek und K., das sind für mich zwei Seiten der gleichen Medaille, nämlich der Erkenntnis und des Erlebens von Absurdität. Aber während beim einen, bei K., diese Absurdität ein Verbängnis ist, auch eine Schuld, der der Mensch schliesslich unterliegt, ist das Absurde beim andern, bei Hasek, der Gegner, dem es lebenslang zu bekämpfen gilt. Die beiden haben viel miteinander zu tun, über die Tatsache hinaus, dass sie die zwei grössten Prager Dichter des neuen Jahrhunderts waren.

Von Hasek gibt es neben dem «Schwejk» (wie eine Jubiläumsschrift stolz vermerkt) «anderthalbhundert Erzählungen, Skizzen, Satiren und Hämorrhoiden, Feuilletons, Lokalberichte und publizistische Artikel unter gut hundert Pseudonymen, die sich bis heute nicht alle dechiffrieren liessen, einige Theaterstücke und Kabarettzettel, und er ist der Verfasser von drei humoristischen Romanen, von denen der eine offenbar verlorengegangen und ein anderer zum berühmtesten tschechischen Buch der Welt geworden ist.» Hasek, zwei Monate vor Franz K. geboren und anderthalb Jahre vor ihm gestorben – mitten mit erstaunlicher Genauigkeit K.s Zeitgenosse – wird in diesem Jahreljahr 83 gefeiert, gedruckt und ausgestellt, als «Begründer der tschechischen sozialistischen Literatur» (Radko Pytlík) gerühmt; der andere ist immer noch tabu.

Es gibt in diesem Sommer, erzählt Professor H., einen kleinen K.-Kongress hinter verschlossenen Türen; Österreicher und Westdeutsche, die sich für das Treffen interessiert hätten, wurden nicht zugelassen. Der grosse K.-Kongress findet in der DDR statt. In der CSSR wiederum erscheint, zum erstenmal seit 15 Jahren, ein Buch von K., es wird eine Auswahl aus den Erzählungen sein. Gibt es einsehbar Gründe für K.s Tabuisierung? Nach dem Scheitern des «Prager Frühlings», sagt H., erschien der Aufsatz eines halbverrückten Romanisten, in dem dieser «nachweist», dass K. und K.sches Denken an der Fehlentwicklung der letzten Jahre schuld sei. So vollkommen lächerlich der Vorwurf war – der Aufsatz war willkommener Vorwand, den Dichter Franz K. aus dem Verkehr zu ziehen. Alles andere als ein «sozialistischer Realist», hängt K. den durch den historischen Prozess längst «überwundenen» Traumata vom entfremdeten Menschen, von unheilbarer Schuld, von Verbängnis und von Willkür der Bürokratie an. Nicht andenkbar, hört man anderswo, dass unterschwellig auch latent vorhandener Antisemitismus mitgespielt hat.

Jedenfalls: Das Ministerium für Kultur der CSSR und der Tschechische Literaturfonds sind fähig, 1983 einen solchen Satz über ihren Hasek drucken zu lassen: «In der konsequenten Verflechtung von Leben

und Schaffen ist er eigentlich der einzige expressive Schöpfer und bedeutsame Literatur seiner Zeit.» Eigentlich ist er das nicht. Aber man versteht: Das Prag des jüdischen, deutschsprachigen, verzweiflungsvollen Franz K. kann nicht zugleich das Prag einer sozialistischen Republik sein.



In den Buchhandlungen wenig Literatur, die ist schnell verkauft. Vornehmend werden Böhemennia angeboten: Schau- und Bilderbücher über Prag und Prager Momente; Bildbände aus aller Welt, daneben Kinderbücher. In den deutschen Abteilungen dreier Buchhandlungen gibt es Marxi Engels komplett, ferner 25 Bände Lenin für rund zweihundert Franken. Stiche aus dem alten Prag. Billig.



Warum hat man ständig das Gefühl, etwas Verbotenes zu tun?

Auf der Fahrt nach Zelisko, Metro Linie A, wird der Besucher wieder von diesem Blicken getreift, die einen Augenblick am Mantel (es regnet), an den Schuhen hängenbleiben. Man sieht es ihnen an, sieht den blitzschnellen Befund Wustler. Die vielen Besucher aus der DDR sehen anders aus. Warum bleibt der sitzen bis zur Endstation, Zelisko?

Auf dem modernen jüdischen Friedhof von Z., früher Strachnitz, liegt Franz K. oder was an ihm erinnert; das möchte man sehen. Über dem Tor die Jahreszahl der Friedhofgründung, 1890, und die entsprechende Zahl der jüdischen Zeitrechnung: 5650. Es war die Zeit, als das jüdische Ghetto in der Stadt saniert wurde. Die Altstadt wurde neuerrichtet «hygienischen Erfordernissen» angepasst. Zu diesen Erfordernissen gehörte offenbar auch die Verlegung des jüdischen Friedhofes vor die Stadt. (Der alte jüdische Friedhof, drei Schritte von K.s Geburtshaus, gehört heute, und zu Recht, zu den ersten Sehenwürdigkeiten der Stadt. Es liegt dort unter anderem auch jener Rabbi Löw, der den Golem gemacht haben soll.)

Der Besucher kann nicht fragen, ob es ein Missverständnis ist, wenn ihm der Friedhofswärter nun ein schwarzes Käppchen für seinen Hinterkopf aushändigigt. Rechts des Eingangs ein Schild für Zeliskos berühmtesten Toten: «Dr. Franz Kafka 21-14-33». Das «r» des Dr. etwas hochgestellt, in der Manier altertümlicher Visitenkarten. Ein Pfeil hilft, die Nummer 21-14-33 zu finden, die weit hinten, knapp an der Aussenmauer des Friedhofs, liegt.

Eile ist auf einem Friedhof nicht geboten. Es bleibt Zeit zur Feststellung, dass man in diesem stillen Grün, in diesem

wuchernden Efeu- und Farnwald auf einem untergegangenen Kontinent geht, dem Atlantis einer deutschsprachigen Kultur, die es so mer noch als Geschichte gibt. Willkürlich notierte Namen auf Grabsteinen: Orlik, Brod, Oplarka, Altachul, Freud, Mauteer, Herrach, Borges, Klempner, Weissmann, Kolbas, Singer, Werfel Kub, Taxauig. Kafkas, natürlich, gibt es einige.

Den richtigen findet man zwischen einer Marie Reisinger, Professorsgattin, und einem Adolph Levy, Ölfabrikant. Kastanien und Eichen stehen über den Gräbern eine einzelne Birke, und zwei Reihen weiter hinten leuchtet ein Rhododendron. Manche Baumstämme sind, wie viele Gräber, efeuumbüllt. Das Grab des Dichters sieht geputzt aus.

Ein heller, schmaler, sich nach unten verjüngender Stein mit den drei Namen und Daten: Dr. Franz Kafka 1883-1924, Herrmann Kafka 1854-1931, Julie Kafka 1856-1934. Dazwischen Hebräisches, dem Eingeweihten vorbehalten. Ein Föhntrieb auf dem gekiesten Grabsteck, zwei Ferne, ein paar weiße Blumen und ein ganzer Wall von Steinchen und Steinen, hingeliegt von Grabpilgern, jüdischen Brauch entsprechend.

Was sucht man an einem Grab? «Man entfaltet sich in seiner Art erst nach dem Tode, erst wenn man allein ist. Das Totsein ist für den einzelnen wie der Samstagabend für den Kaminfeger, sie wissen dem Russ vom Leibe.» (F. K., «Er») An diesem Samstagmorgen klopft eine Amsel vor dem Ort vorbei, die offenbar noch nicht fliegen kann; die Mutter zittert in der Nähe. Im Himmel das Dröhnen eines Jet, wie überall. Weiter oben, auf dem Hauptweg, gehen, allein und zu zweit, ältere Leute. Wenn sie Blumen in der Hand haben, sind es die immer gleichen kleinen Büschel weissleuchtender Margeriten. Beim Gehen sehe ich vor dem Tor die Blumenfrau, die nur dies verkauft, kleine Sträuße von weissen Margeriten.

Die Bilder wurde entnommen aus: «Franz Kafka aus Prag» von JH Grolla, S.-Fischer-Verlag.

DER ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS 1984

wird

HERRN GEORG GERSTER

für seine Arbeit

EROSION UND ENTMALDUNG, VERWÜSTUNG UND VERSALZUNG

erschienen in der Neuen Zürcher Zeitung

vom 3./4. Dezember 1983

verliehen

Zürich, 27. April 1984

DIE JURY



(Dr. Hans W. Kopp)

(Lic. iur. Marie-Louise Baumann)

M. Baumann

(Prof. Dr. Gerhard Schmidtchen)

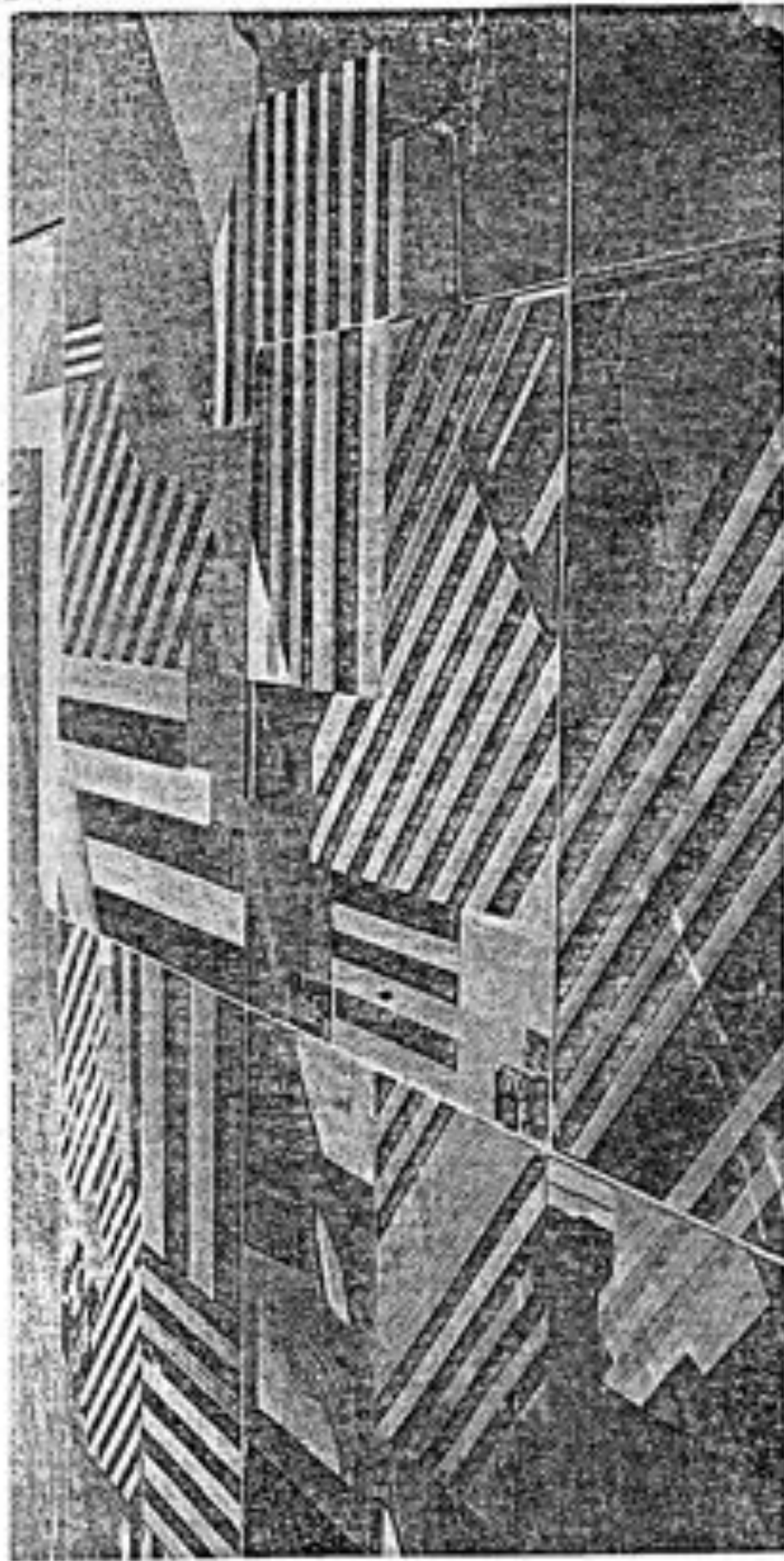
G. Schmidtchen

(Dr. Hans Bosshard)

H. Bosshard

(Dr. Walter Stutzer)

W. Stutzer



Die vertikale, zur Einsenkung gediente Aggregatstruktur bei Zerstörung, Hebung des Wasserspiegels - durch die Wasserführung und spärlicher Feuchtigkeit; die sind die Anzeichen für sich mit Terrassen auf der Längs- zur weiten Fortsetzung des Wasserspiegels und zur Fortsetzung des Wasserspiegels in Richtung auf die weiten, ungeschützten Flächen vorwärts zu sein überlassen werden, dass durch ein Einsetzen länger als der Einwirkung gelöst werden können.

Sorge zum Sorge um den Boden

Erosion und Entwaldung, Verwüstung und Versalzung

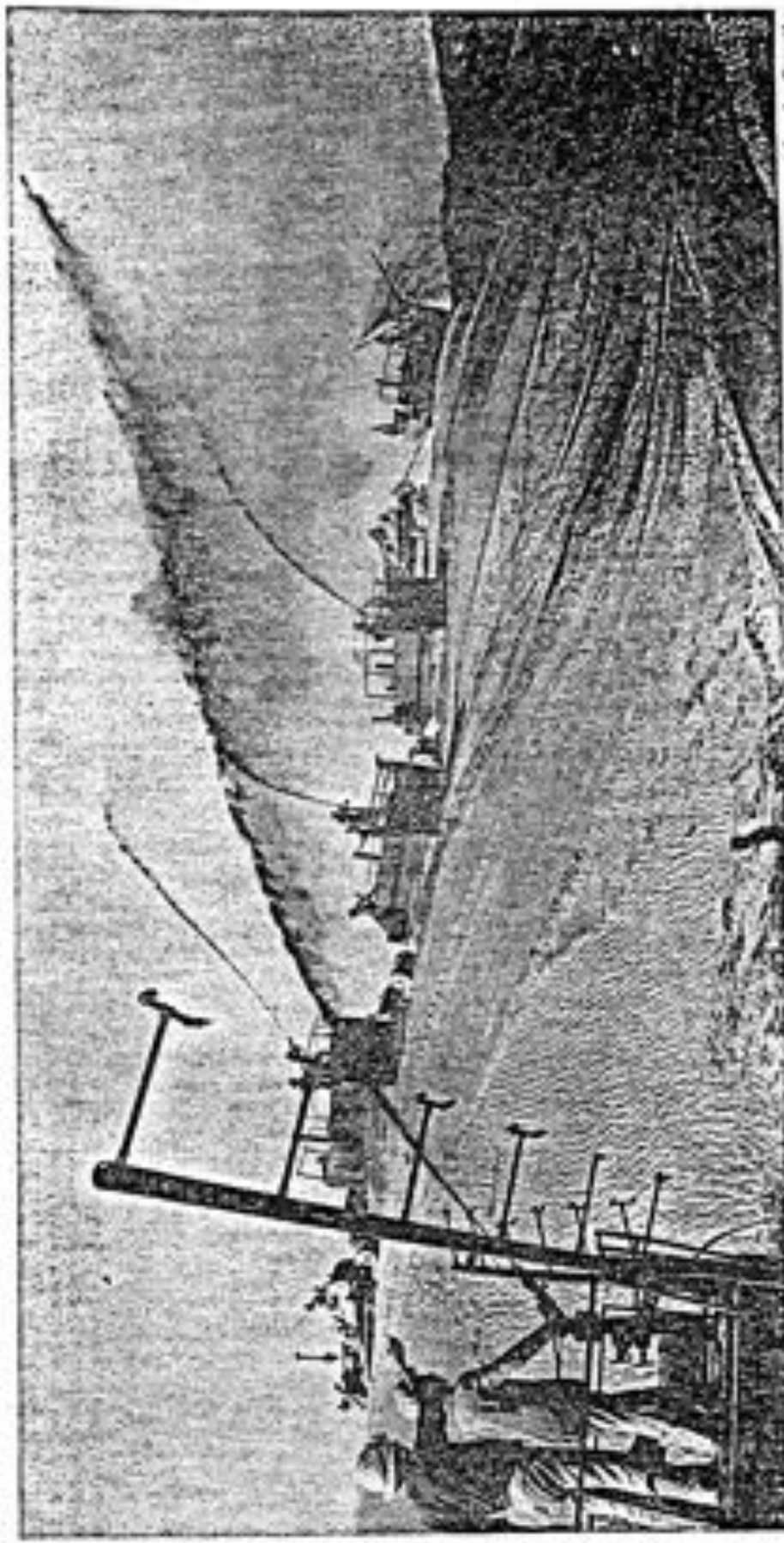
Stichwörter aus einem Wörterbuch des Kummers für die achtziger Jahre

Es kann vermutet werden, dass Südkorea zum Thema Biodiversität und ihrer Gefährdung in diesem und im kommenden Jahrzehnt weit stärker beunruhigt werden, so wie das Schilfwiesen Energie im vergangenen zu einem Inbegriff des Kammerworts Alibi wurde: mit dem Wechsel der Präsidentschaft wächst das Konservatismus ethisch. Energiemangel beunruhigt das Räderwerk der Evolution; Ausbeutung des Bodens mit dem Gang des Lebens selber auf.

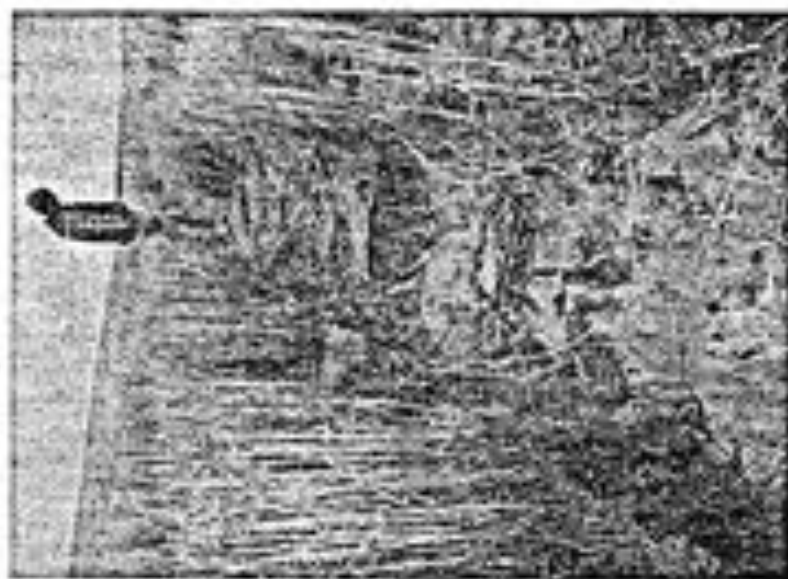
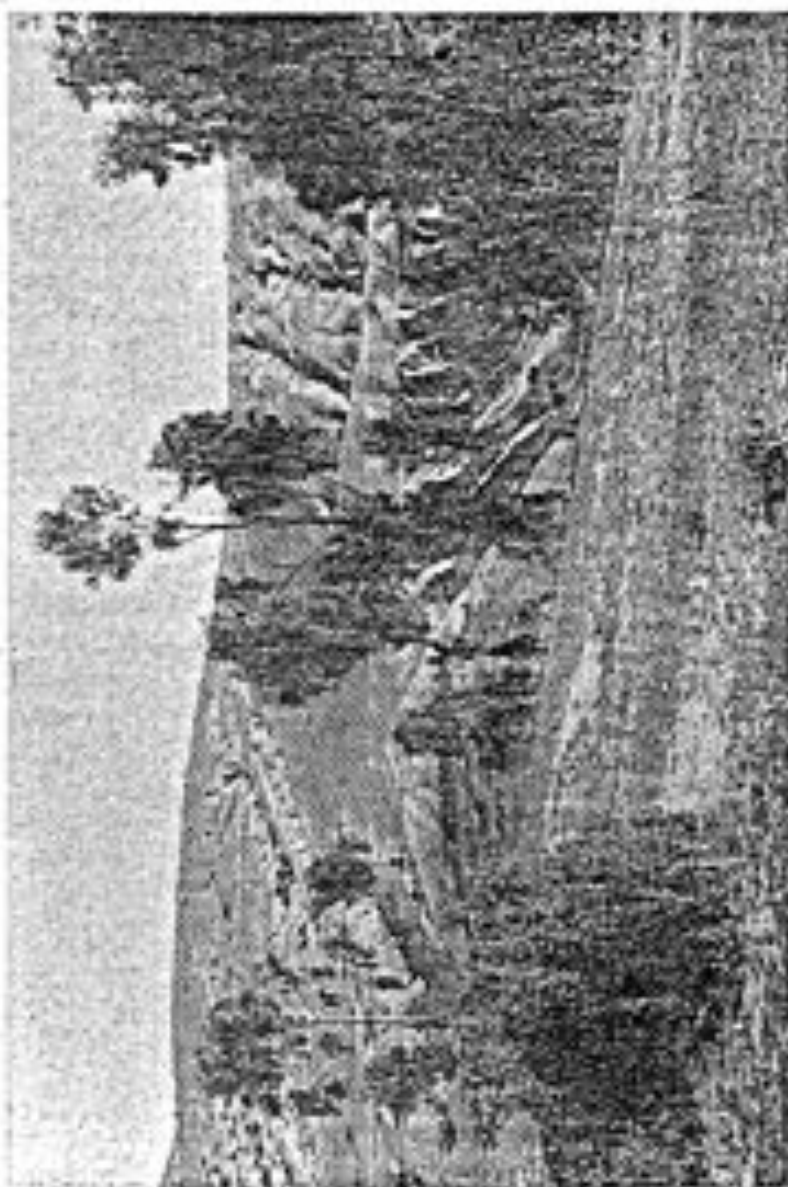
Prognosen wie «Glohal 2000», der Bericht an Präsident Carter, und die Studie der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen (FAO) «Agrarwende 1980-2000» legen über Hochrechnungen bläuliche Annahmen zugrund-

der: Die Weltbevölkerung wird bis zur Jahrtausendwende von just 4,7 Milliarden auf über 6 Milliarden anzuwachsen, um den knappen Versorgung, den sie damit auf den Hunger hat, noch etwas auszuweichen, muss sie die Nahrungsmittelproduktion verdoppeln. (Diese Überforderung geht für den Raumbedarf für ein Ganses); länger das natürlichen Mittelwasser verändern sich schwerkundlich keine regionale Ungleichgewichte in der Erzeugung und in der Verteilung von Nahrungsmitteln, das planerische Nebeneinander von Überfluss und Mangel.) «Glohal 2000» und «Landwirtschaft bis zum Jahr 2000» rechnen übereinstimmend mit einer Steigerung der Pro-Kopf-Quote um zehn Prozent. Aber der Report an den Präsidenten meint, die Acht-

fläche werde sich weltweit lediglich um netto 4 Prozent ausdehnen - und zudem nur bei hohem Kapitalismus und um den Preis stündlich unermesslicher Folgen. Die Nahrungsmittelproduktion und Wiedervermehrung muss auch die ständigen Abgänge durch Infektionskrankheit, Veralterung und Strahlenbelastung wettmachen - bis zum Jahr 2000 innerhalb 25 Millionen Hektaren Ackerland preis, um 84 Millionen Menschen zu ernähren. Der gegenwärtige Report eine grobdeutige sprunghafte Ausweitung der Ackerfläche. Die FAO-Experten schätzen, dass ein Viertel des einflussreichen Landes der Erde landwirtschaftlich nutzbar wäre; genutzt wird derzeit nur die Hälfte davon. Für 90 Entwicklungsländer (ohne China), die zusammen fast die Hälfte der



Abkühlung von Präsidentschaften mit Schwere in Klammern. Im Bild: Der Südwest - Erdbebenkatastrophe am Abend - auf der dem Freigebliebenen 19 Ghad waren auf dem Sand möglich, um fängemäßig in die erdigen zu können. Nach zwei drei Jahren lagern die erdigen in Ghad an, Ghad, Ghad und Ghad die Ghad. Der erdigen erdigen Ghad hat eine Ghad der Ghad erdigen.



Von der Wassermühle verwehtes Land, auf dem Bild links Spielplätze der County Park in Ohio, auf dem Bild rechts die Spielplätze auf einem Spielplatz in Idaho. (Ohio war im letzten Jahr, als es die Spielplätze in Kalifornien und am Tal der Salzwasser und einer seiner Landstriche mit demselben Bodenbauwerkzeug für
immer wiederholte. Die Größe am Computer ist für diesen Zustand ein weiterer Schritt.

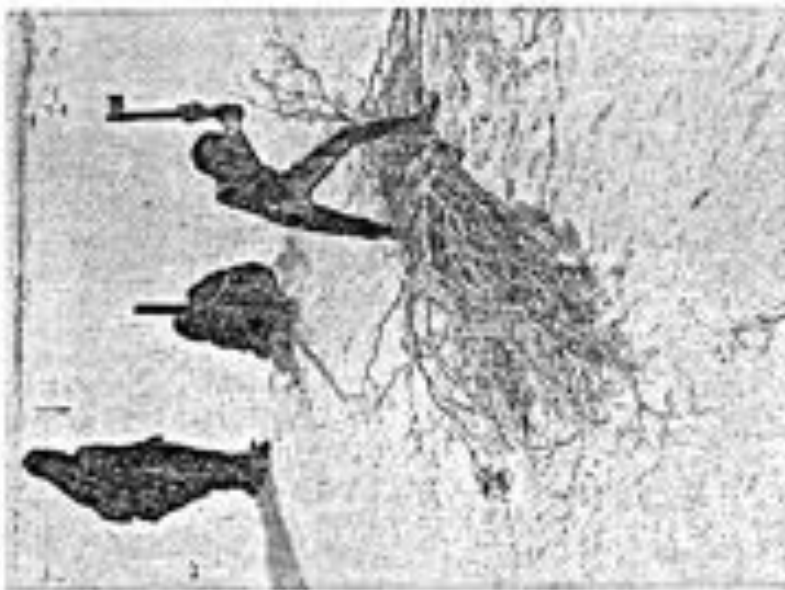
Erbevölkerung sollen, sagt die FAO eine Vergrößerung der Anbaufläche um 40 Prozent vorzu. 4 Prozent oder 40 Prozent - die globale Krise, mit der die Prophezei von heute anbricht, macht's möglich. Einig sind sich jedoch die Positionen des Präsidiums und die Optimisten der FAO darin, dass die Kooperation der Nahrungsmittelkette nicht mit geringeren Bodenver-schwendung erlaubt werden darf; einzig sind sie sich auch darin, dass die Intensivierung der Flächenbewirtschaft, ohne das Ziel einer Verdrängung der Ernten erreichbar bleibt, bei der Erhaltung der natürlichen Bodenfruchtbarkeit beginnt muss. So wie eingetragene konventionelle Energie die wichtigsten Alternativen ist, so ist die Verbesserung der Bodenverhältnisse bei weitem substantiellere Maßnahmen im Vergleich gegen den Hunger. Zumindest allein die Wäasser jährlich 6 Millionen Hektaren Weiden und Ackerland; auf weiteren Millionen Hektaren nicht befruchteter die natürliche Ertragsfähigkeit. The Verfassung von «Global 2000» geben sich dabei keinen Illusionen hin: es wird schämmer werden, als es heute ist.

Erosion, die Abtragung des Bodens durch Wind und Wasser, ist ein natürliche Vorgang: zusammen mit der Aufhebung des abgetragenen und verwirklichte Materialen meißeln sie am Grund der Erde. Ägypten betriebswirtschaft des Nilschiffes ist je letztlich nicht sein Geschick des Schicksals, sondern ein Geschick Anzeichen: dessen von der Erosion verschlucktes Hochland, ein La-byrint von Schluchten, Rinnen, Füssen und Rachen, belegt unübersehbar die Umverteilung des Bodens, die seit geologischen Zeiten über das Forderland Nil erfolgt. Nur: unübersehbar, vorangemessene Eingriffe des Menschen können die natürlichen Bodenverluste kompensieren. Der Geograph Hans Horn (Universität Bonn) stellt in Aufsätzen unmissverständlich fest: «Der Mensch hat es auf einem Rang von 10 Prozent Neigung, der mit einem Bereich war, mit er einen jährlichen Bodenverlust von 20 Tonnen je Hektar; ähnlich der Menge wieder seine natürliche Grenze erreicht, sind die Abtragung auf weniger als zwei Tonnen pro Hektar. Bodenverlust bedeutet Fruchtbarkeitsverlust: der Mensch gibt am reichsten verloren und ist am schwe-





Wiederbildung in der Extremform, Spinnweb. Durch Verhärtung und beständlicheren der Entzerrung tritt eine der Art nach an. In Wirklichkeit begann die Kautschuk am Welt schon viel früher - und währte bis über die letzte Jahrhundertwende hinaus. Die Wiederherstellung begann in Europa mit den Vulkanisierungen, die abgegebene Boden schüttelt somit die Seiten vorzeitig an.



Die Bewohner in der Deltaregion des Nils haben die Felder der Winter auf dem Nil bei der Ausbreitung der Leishmanien der Leishmanien, welche eine Krankheit auszeichnen die heute auf dem Weg nach Omdurman, der Hauptstadt Omdurman. Wie es eine Million Menschen der Deltaregion nicht haben können. In Omdurman werden von Arbeitern eines kleinen Dorfes eine Anzahl von Arbeitern für die Arbeit in Omdurman abgerufen in einem Lager für die Arbeit in Omdurman, um die Arbeit in Omdurman zu machen.



Die Karawane in der Deltaregion des Nils bei der Ausbreitung der Leishmanien der Leishmanien, welche eine Krankheit auszeichnen die heute auf dem Weg nach Omdurman, der Hauptstadt Omdurman. Wie es eine Million Menschen der Deltaregion nicht haben können. In Omdurman werden von Arbeitern eines kleinen Dorfes eine Anzahl von Arbeitern für die Arbeit in Omdurman abgerufen in einem Lager für die Arbeit in Omdurman, um die Arbeit in Omdurman zu machen.

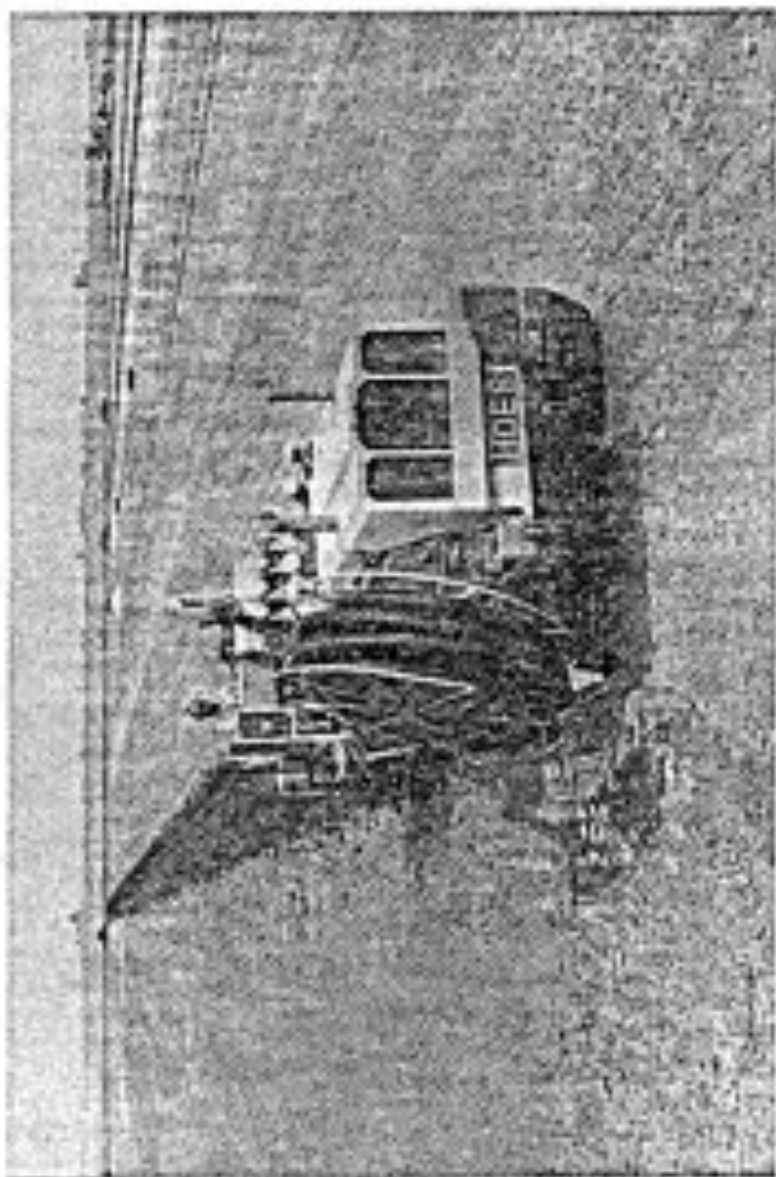
sten zu erreichen. Bodenschwund durch die dort, noch bevor die Boden ganz zum Meeres abgemagert ist, auf die Ertragssteigerung. Nicht verwandelt sind die Ertragssteigerungen nur mit Hilfe von Düngemitteln; nicht markiert oberflächlich kinetische Ertragssteigerung den Schwund der natürlichen Fruchtbarkeit. Inzwischen drängen die USA genaue Beobachtungen für Mais auf einen jährlichen Minderertrag von 150 kg/ha für jeden Zentimeter verlorener Oberboden.

Die Bodenschwund «Erosion» verläuft durchschnittlich jährlich 10-15 cm, die ist dramatisch akut wird. Die Farmer der Great Plains in den USA beglichen in den achtziger Jahren durchschnittlich 100 Tonnen Bodenverlust pro Hektar, das Dory Theorie die Rechnung für mehrere Generationen, die am Boden gefordert wurde: der erste große Schaden, der am 11. Mai 1934 über den von dem Minnesota nach Osten verschleppt, verbrachte New York und Illinois so gar noch Schätz 500 Kilometer vor der Atlantikküste in einem breiten Nebel. Schätzungsweise 100 Millionen Tonnen fließendes Wasser bei diesem Ort ist die Luft gegen. Er und die Freigabe strahlten 3,5 Millionen Hektaren Äcker und Weideland und schätzten ein fast schätzbar so großen Anteil schätz. Die biologische Katastrophe machte viele amerikanische Bauern sozialer. Das 1933 gegründete Amt für Bodenverbesserung (Soil Conservation Service, SCS) leitete sie an, mit Terrassen und Pflügen entlang des Hüllens, mit Streifenbau und Fruchtwechsel sowie mit Windstreifen pflanzten den Bodenverlust zu begrenzen. Die amerikanische Agrarwirtschaft wurde verfahren: der Kongress forderte das United mit einseitigen Gesetzen. Der zweite Weltkrieg brachte allerdings einen Rückgang Produktion wurde nur per vier Jahren während die Produktion wieder in die Richtung einer einseitigen Ertragssteigerung. So betraute zum Beispiel eine «Bodenbank» die Bauern dafür, dass sie einen Teil ihres Landes nicht bewirtschaften. Mehr während der 1934 eingeleitetem Streifenbau während nicht den Verschiebung – und Sackweizen – der erträgt und wichtiger Mais. Die US-amerikanische Land-



Entwicklung von Pflanz: Lamer Mountain, Minnesota 1924, im Zentrum Schwere, die Äste sind bedeckt der Berg mit natürlichen Ästen.

wirtschaft wurde endgültig zur Agrarwirtschaft; wachsende Mechanisierung und Globalisierung stießen sie veränderte unter die Fuchel von Profit und Produktivität. Neue technische Ertragssteigerungen – die Ertragssteigerungen etwa – verfielen zu Äckern auf Böden, die bereits für die Ertragssteigerung. Die Bodenverbesserung ersetzten den Farmer gemeinsam Absatzmarkt und verschob sich schließlich auf alle Produktionsmärkte. Die natürlichen wissenschaftlichen Genetikkultur im Jahre 1971, die die amerikanischen Genetiker besaßen – im südlichen Amerika «die groß grüne tobberys genannt», besaßen die Agrarwirtschaft auf Hochweizen. Seit dem Goldboom auf die Farmer im Gegensatz an, von Genetiken zu Genetiken zu pflanzen – mit Goldgrubenmehl pflügen sie Böden auf, die für Landbau unempfindlich sind. Der Kausal entstand im Kauer bei Huminstoffen im Jahre 1977 richtete sich im Substrat eine neue «Bodenbank» ab, und die Winterweizen 1980/81 schlo-



Mit Colorado Wasser besetzte Fährer über den Colorado. Die Dampfer - auf dem Bild links die Imperial Valley in Kalifornien - in der Südhälfte des Colorado an und für sich schon hoch. Diese kommen die höher angrenzende Zehnung. Leinwand ist ohne die Expedition, die auf dem Meer vor zwei Jahrhunderten stattfand. Die unter dem Mississippi liegt. Dann war es mit sich selbst. Gefühle in unbeschrieben. Auf dem Bild rechts ein bereits veraltetes Agra-Feld im Grand Valley, Colorado.

Bedürftiger versagt haben: für die von den (auch noch übermäßig eng gepflanzten) Eukalyptusbäumen provisorisch Pflanzensystem gibt es im Subtropen wackelnden Beispiel.

Somit sind Blumen freilich der wirksamsten Schutz gegen die Erosion. Nur die Möglichkeit zu ihrem Einsatz bleibt so lange beschränkt, als die Energiekosten in der landwirtschaftlichen Welt sinken. Nach FAO-Schätzungen dieses 80 Prozent des in der Dritten Welt verkauften Bodens zum Kochen oder zum Heizen; eine Millionäre Asiens, Afrikas und Lateinamerikas, also ein Viertel der Weltbevölkerung, schwimmt nicht, als bei ihrem nachrichten. Man trübt die Sorgen der Pflanz von amerikanischen Agrar-Maximum zum Anpassen der Wälder - in China, Iran, Mauritien, Algerien; noch vor der Wälder in der Hölzungen der Nadeln und Anbau abzubauen; wie man auch die Sorgen desjenigen versucht, deren letzter Fortschritt des Baubaus von heute ist als der Baum von morgen.

Verweidung (Desertifikation) bedeutet gelegentlich auch die Fall einer Nadeln des Menschen bei einem perfiden Angriff der Natur: Subtropen überfallen zum Beispiel des Fruchtlands. Im Normalfall kann aber die Wälder auf die Mühsal ihrer Opfern stehen: selbstverständlich finden der Mensch mit einer bräunlicher Landnutzung ihren Vorrat. Der Ackerbau, der es weit in die Tropenzone vordringt auf sein Glück in einem marginalen Klima auf marginalen Böden versucht, befreit das Land einer deservten, schmerzlichen Pflanzendecke. Ebenso senkt Unkraut der Wälder Gras und Stroh. Verdrängt unkontrollierte Brandbeschaffung Baum und Busch. Das von Pflanzen mitbleiben Land trocknet aus; seine Ertragsfähigkeit sinkt mit jedem Tropfen kühlerer Feuchtigkeit, das es verbleibt.

Die Wälder wachsen, weil der Mensch es so will. Und die wachsen schwer, in Afrika, in Australien, in Asien, in den Wäldern der Amerika. Die Naturwälder in den klimatisch trockenen und kalten Gebieten der Erde gliedern sich vielfach in Gruppen von ein. Gruppe verkörpert zur Wälder, Dürrebeständigkeit verleiht zur Gruppe, Fruchtbarkeit geht über in Dürrebeständigkeit, Wald Eiche sich zur Serotane. An ihrem Lebenszyklus verhalten



Wasserschichtung in Erosion. Das Schicht wird abgewaschen, um die Sandkorn zu versetzen auf ein Dufeln zu binden. So die Pflanzung der Wasserschicht auf ab wackeliger Grundwasser stellen. Zerstörung des obersten Bodens durch Zerstörung der, in diesem Bereichlicher versetzen Wasser; gleichzeitig versetzt in die Erde gegen übermäßige Verdunstung.

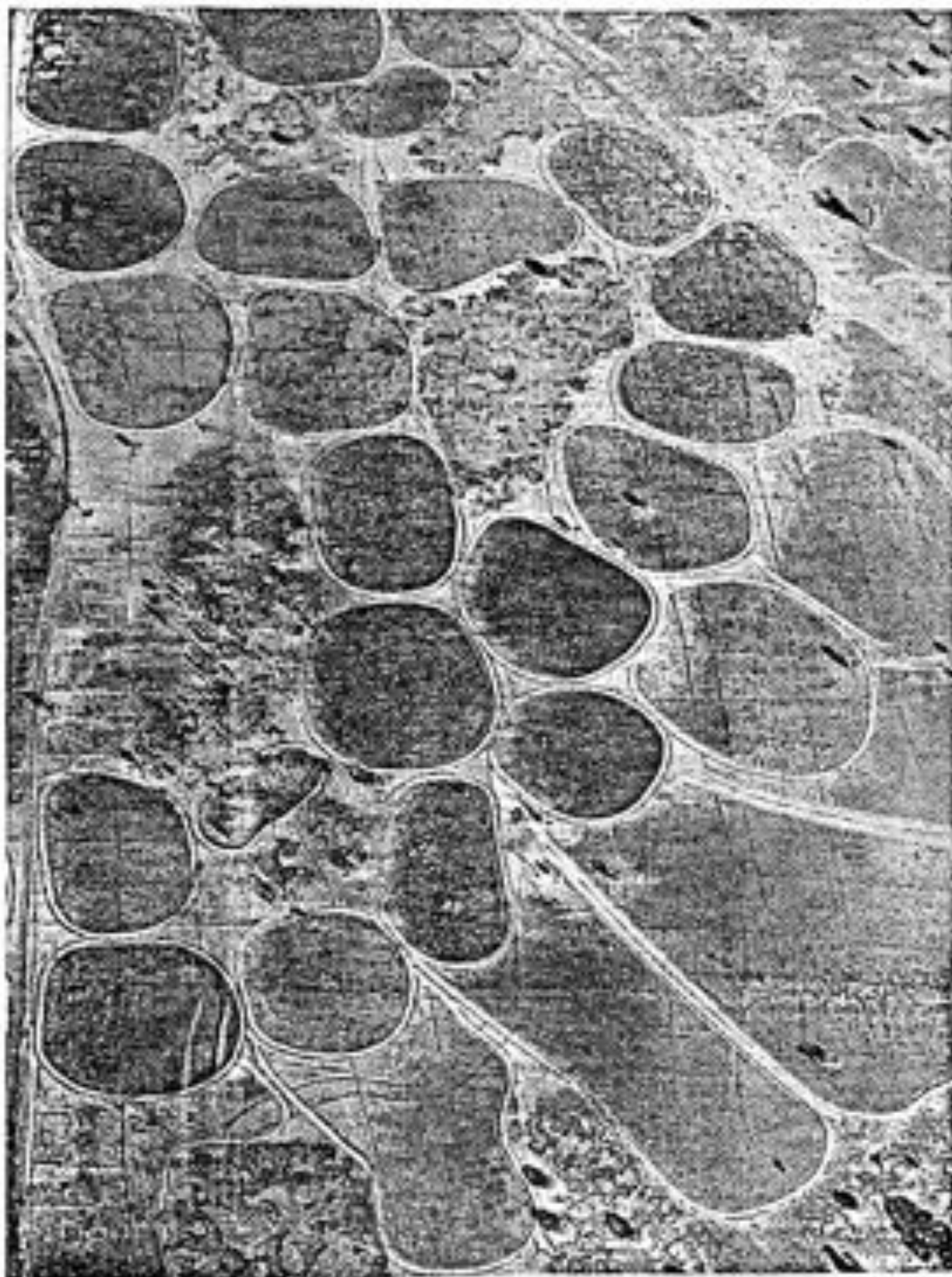


Für oder nach der Ernte werden Erdbeeren und Erdbeeren geerntet und in einem Korb gefüllt. In diesem Korb sind Erdbeeren, die in einem Korb gefüllt sind. In diesem Korb sind Erdbeeren, die in einem Korb gefüllt sind.

sich die Sahara in einem Jahrhundert 600 000 Quadratkilometer Land ein, das sich für Ackerbau und Weidewirtschaft eignet. Am Nordrand nimmt die Wüste des Besseren und Herrens alljährlich etwa 100 000 Quadratkilometer fort. Erstens steht es gleich 2000 die Vervielfachung der Wüstenschicht bis zur Jahrtausendwende voran.

Zwei Wüstenpräzessionszeiten bis in diese Zeit führen nicht wegen ihrer technischen Originalität hervor. Der Schick von Preußen kam begonnen, Wanderbewegungen im Mittelstand von Arabien in der Provinz Kanaan mit Schwert und Beauftragten gegen vordringende, Kanaaner unter die Aufsicht setzten, bis der israelisch-ägyptische Krieg es unmöglich machte, über Bitter zu rufen. Eine zweite Wüstenpräzision trat in Zentralaustralien und New South Wales, durch Überweidung entstanden, was bis auf den Unterboden durchgeworfen wurden. In Pflanzenwelt mit einer neuen Vegetationsdecke ist Überweidung. Die dort vorgekommenen Feuertuffs in die Landschaft liefen der Natur vor gerade so viel, dass sie sich selbst helfen kann.

Von menschlicher Kurzsichtigkeit verwechselten Bodenzertrübung ist ein Gespenst, das nicht erst seit gestern umher. Platen, Cokings aus der Ära, beläufig schon im 4. vorchristlichen Jahrhundert die Verkahlung seiner Wälder; die Abspaltung des Oberbodens, eine Folge der Waldzerstörung, kann in Afrika nur dann lagern. Luth des Landes zurückzuführen (Kritiken). An diesem sollte man sich daran lassen, das Maul zu schließen, ohne nachzudenken. Bisher haben keine Untersuchungen über die Kultur oder Zivilisation gleichzeitigen Bodenzertrübung zu verstehen. Der römische Kaiser des Mittelalters erfolgte offenbar, gleichzeitigen Behauptungen von Troas, nicht wegen einer Kolonialwirtschaft. Schien für Schien dokumentiert ist dagegen die Verteilung, die das Land von Samen im Verlauf eines Jahres, noch mehr die Vorbereitung und dann die politische Existenz. Kritiken. Südwestaustralien verlor seine Mitte der Bevölkerung der Landwirtschaft durch Einführung der künstlichen Bewässerung, doch verwickelt es früh - ein Opfer der Verteilung. Von 2400 v. Chr. ab machte dort alljährlich der Winter der Sahara.



Die dicke Begrenzungszone von *metaxilla* — das Wort bedeutet eigentlich Schiff — wurde durch ihre Verwandelung in Trachee (auf dem Bild bei Nerven in New South Wales) erreicht. Eine Pflanzenzelle schützt um die Bohnenstängel ständige Fehlle an. Die Nadelnähige füllt die Trachee und drückt in die Tracheen ein. Die Wandbegrenzung wird dem Zelle überlassen.

ley in Kalifornien, das grünes zuzunehmende Invasionsgebiet der westlichen Hemisphäre, kämpft sogar gegen das Salz aus Leben.

Künstliche Bewässerung kann den Früherertrag gegenüber Regenfeldern unter einer gleichen Bedingungen erreichen. Das wie im warmen Westland mit dem Hunger bis dazu, zumindest zunächst, einen kleinen Vorsprung erlangen haben, hat viel mit der durch Bewässerung potenzierten Ernte zu tun. Die Bewässerungswirtschaft dehnt sich in unserem Jahrhundert erheblich aus; allein in den letzten dreißig Jahren verdoppelt sich die bewässerte Ackerfläche. Auch künstlich wird sich der Anbau bei bewässerten Feldern an der neuen Anbaufläche vergrößern. Jedoch prognostiziert die FAO bis zum Jahr 2000 für die künstlich bewässerte Ackerfläche einen dreimal größeren Zuwachs als für diejenige des Regenfeldbaus. «Gleich 2000», das ist ein Experiment die Zukunft übertrifft und grünerer sehen als die



Ein resultiert in Zersplitterten: der Wind bei der sanftere Oberfläche abgeblasen und die Löhne darunter reduziert. Regeneratoren versetzen nicht mehr, Pflanzenwurzeln können nicht erreichen.



Ein Invasionsgebiet: aggressive Clovers mit Ausbreitungsweg werden in pflanzliche Furchen präp. der Zerschneidung hoher Anpflanzung, damit die Furchen nicht zu Spätreife kommen.

FAO, scheint indes damit zu rechnen, dass die Produktivität in den auf verschwindendes Böden die Flächenfortschritt weiter vorwärts machen werden.

Wie die Folgen der Ernte erreichen auch diejenigen der Verletzung schnell ein Stadium, jenseits dessen die Bodenverteilung praktisch unheilbar wird. Zunächst steigt in Böden nur der Salzgehalt; er kann mit grünlichem Auswaschen gerade werden. Jenseits eines Spines of no return kippt der Boden jedoch auch vertikaler: sein Krümel ist er jetzt einer salze, verformbare Masse, die Wasser abweist. Wurzeln sind nutzlos, je schädlicher Boden in diesem Zustand sind jeher biologischen Selbstheilung entgegen. Ihre Wiederherstellung ist zwar technisch möglich (durch Einwaschen von Mägen werden solche Böden im Experiment schon erfolgreich korrigiert), aber wegen des hohen Aufwands im Normalfall wirtschaftlich kaum rentierbar.



Die hier gezeigten Membranen bei einer Springe in Zentrifugalkraft stellen eine in der zweiten Linie der Abbildung gezeigte Struktur dar. Die Membranen sind in der Abbildung von links nach rechts zu sehen. Die Membranen sind in der Abbildung von links nach rechts zu sehen. Die Membranen sind in der Abbildung von links nach rechts zu sehen. Die Membranen sind in der Abbildung von links nach rechts zu sehen.

DER ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS 1984

SONDERPREIS

wird

FRAU ANNA-CHRISTINA GABATHULER

für ihre Arbeit

ENDSTATION OHNMACHT

erschieden im "tecm" Nr. 1, 1984

verliehen

Zürich, 27. April 1984

DIE JURY



(Dr. Hans V. Kopp)

(lic. iur. Marie-Louise Baumann)

M.L. Baumann

(Prof. Dr. Gerhard Schmidtchen)

G. Schmidtchen

(Dr. Hans Bockhard)

H. Bockhard

(Dr. Walter Stutter)

W. Stutter



Endstation Ohnmacht

Eigentlich wollte die 18jährige Anna-Christina Gabathuler bloss die paar Monate bis zum Beginn ihrer Buchhändlerlehre überbrücken. Doch dann wurde sie knallhart mit Leben und Tod konfrontiert. Als Hauspflegerin fuhr sie mit ihrem Fahrrad von Mensch zu Mensch, erlebte alltägliche Einsamkeit und Elend alter Leute. Anna-Christina konnte ihre Not zwar lindern, aber nicht ändern. Betroffen, traurig und wütend stand sie dem allgemeinen Desinteresse und der eigenen Hilflosigkeit gegenüber.

Etwas unsicher bleibe ich am ersten Morgen vor der fremden Wohnungstür stehen. Ich habe plötzlich Angst vor der Verantwortung, die ich mit meinem neuen Job als Hauspflegerin übernommen habe. Aber als die Tür sich auf mein Klingeln öffnet, gibt sich das schnell.

Frau Keller ist etwa siebzig, eine unscheinbare alte Frau, die, wie sie mir erzählt, schon viel durchgemacht hat. Sie ist seit einem Tag aus der Kur zurück und will eine «blitzblank» Wohnung. Ich packe ihren Koffer aus, der ausser Kleidem auch «Blick», «Bildzeitungen», «Neue Revue» und eine «Glückspost» enthält. Meine Gedanken irren wild im Kopf herum.

Aber nein, du kannst doch einen Menschen nicht einfach nach diesen paar Zeitschriften charakterisieren. Ich ziehe das Spitalbett frisch an, säuge die vielen Teppiche, gebe den halb verdorrten Blumenstöcken Wasser, putze den Holzboden und wärme schliesslich etwas Kartoffeln, Fleischkäse und Rüetli auf.

Frau Keller bittet mich um all diese Tätigkeiten sehr energisch, wirkt mürrisch und schimpft über alle möglichen Leute. Die ganze Welt sei voller Verbrecher und Drogensüchtiger. Nirgendwo sei man mehr sicher. Gegen diese langhaarigen Demonstranten könne man auch nicht mehr an. Zu Hitlers Zeiten habe es sowas nicht gegeben.

Ich fühle mich in einer zwiespältigen Rolle. Ich kann ihr doch nicht beibringen, dass auch ich eine von diesen sogenannten Demonstranten bin, das wäre völlig daneben.

Ich finde es auch sinnlos, sie über die Grausamkeiten der Nazis aufzuklären. Ich merke einfach, wie kaputt diese Frau ist. Sie diente ihr Leben lang auf einem Bauernhof als Magd, hat niemanden mehr, und jetzt kommen da junge Menschen, für die Arbeit und Heimat nicht mehr das Grösste sind; das ist schwer zu verstehen. Ich lasse sie schimpfen, wasche das Gesicht ab und kämme ihre Haare. Nachdem sie sich hingelegt hat, gehe ich.

Frau Egli wohnt an der gleichen Strasse. Sie kann nicht mehr gehen, sitzt auf einem Stuhl. Sie begrüsst mich lieb, drückt mich an sich, teilt mir ihre Freu-

die darüber mit, dass ich noch so jung bin, und beginnt plötzlich hemmungslos zu weinen... Frau Egli zeigt mir Fotos von ihren Kindern und ihrem Mann. Seit einem Monat haben ihre Beine aufgehört zu fühlen, sie hängen empfindungslos am Stuhl herunter. Ich bin betroffen. Was soll ich sagen? Sie wird nie mehr laufen können.

Ich lese ihr eine kurze Geschichte vor aus einem Büchlein, das vor ihr auf dem Tisch liegt. Irgendwo finde ich ein Nasstuch, um ihre Tränen zu trocknen. Ich verabschiede mich, lasse mich nochmals umarmen und gehe.

Am Nachmittag erwartet mich Frau Koch. Sie wohnt direkt an einer breiten Hauptstrasse. Die Fassade ist schmutzig von den Abgasen.

Ich gebe zu, dass ich echt Angst habe, als ich die SWF3-Musikbox schon im Treppenhaus dröhnen höre. Die Türe ist offen, Ausser der verdammt lauten Musik vernehme ich nichts. Es riecht nicht gut. Am Boden liegen Popoteller, Brotstücke, ein Morgenrock, und überall schwimmen diese ekelhaft stinkenden Rollmopse in grünen Gläsern. Am liebsten würde ich auf der Stelle umkehren. Endlich höre ich ein Husten aus dem Nebenzimmer. Ich trete ein. Die Frau, leicht gelblich im Gesicht, liegt in einem schmutzigen Bett. Vor ihr steht gross und tadellos ein Formaeher. Um sie liegen Zeitschriften, Gläser, Zwetschensteine, Pappkartons, Zigarettenstummel, Fotos. Ich erschrecke.

Das Rückgeld wird genauestens nachgezählt. Ich komme mir dumm vor. Ich klaue doch keiner alten Frau Geld.

Sie spricht von Schauspielen, die sie kennt - zeigt mir Fotoalben, die sie unter der verpinkelten Decke hervorkramt, trinkt fortwährend Wasser und wird auf einmal sehr böse. Ich solle sofort in die Apotheke um die Ecke vier Packlein Optalidon kaufen gehen. Es erstaunt mich, dass ich die Medikamen-



te in der Apotheke so selbstverständlich kriegt.

Als ich zurückkomme, sitzt Frau Koch auf dem Klo. Ihre Füsse sind verkrüppelt, ihr Oberkörper ist aufgeschwemmt, die Brüste sind wie aufgeblasene Ballone, die Haare ausgezogen. Heftig werde ich aus meinen Gedanken gerissen. Ich solle sie nicht so anschauen, das gehöre sich nicht. Mensch, stört, warum atme ich auch so blöd? Ich ziehe das Bett frisch an, kaufe Milch, Früchte, Fisch und drei Flaschen Bier. Ich überlege mir, ob ich mich weigern soll, ihr Alkohol und Medikamente zu kaufen. Aber ich glaube, das ist nicht meine Aufgabe. Diese Frau wird nicht mehr lange leben, warum soll ich ihr etwas verbieten, was ihr das Leben noch ein wenig verschönert?

Vor allem, wenn sie eh nicht die Alternative hat, dass sich jemand wirklich um sie kümmert.

Um drei muss ich bei Herrn und Frau Jost sein. Ich schütze beide auf etwa 60 Jahre. Die Frau hat Knochenkrebs und liegt meistens im Bett. Der Mann hilft ihr, so gut er's kann. Herr Jost ist ein grosser, hagerer Mann. Er streckt mir seine knochige Hand entgegen und führt mich ins Schlafzimmer, wo eine alte Frau, die mich an Brechts Mutter Courage erinnert, im Bett liegt. Sie ruuert mich mit neugierigen Augen. In einer Viertelstunde wird eine Gemeindegemeinschaft kommen und mir kleine Instruktionen geben zum Betten, Waschen und Baden der Frau. Vorher putze ich den Kochherd, trockne Geschir ab. Die Schwester wirkt avogant auf mich. Sie

Anna-Christina Gathaler lebt in einer zwölfköpfigen Zürcher Wohngemeinschaft. Neben ihrem Job schreibt sie ab und zu für einen Artikel oder arbeitet für das «Alternative Lokal-Radio Zürich». Mit diesem TEAM-Text möchte sie aus persönlicher Betroffenheit den Jungen die Not der Alten klarmachen: «Ich könnte mir nämlich auch Wohngruppen vorstellen, in denen Junge und Alte zusammenleben. Das wäre eine prima Alternative.»

macht alle Bewegungen mechanisch, gefühllos, beinahe etwas grob mit dieser Kranken. Ich bin froh, als sie geht. Herr Jost hilft mir, die kleine, durch ihre Krankheit zerbrechliche Frau aufzusetzen. Mit ganz kleinen Schritten gelingt es ihr, etwas zu gehen. Wir halten sie beide an den Armen fest. Nach vier mühsamen Schritten gibt Frau Jost erschöpft auf. Wir setzen sie auf den Stuhl, so dass ich ihr Bett machen kann. Nach ein paar Minuten legt sie wieder im Bett.

Schweissüberströmt erklärt sie mir, was noch zu machen ist. Ich kaufe in der Apotheke eine Salbe und einige Fruchtsäfte. Am Kiosk hole ich ihr noch die «Bunte». Das Rückgeld wird genauestens nachgezählt. Ich komme mir etwas dumm vor. Ich klaue doch keiner kranken Frau Geld. Sie scheinen mich trotzdem zu mögen. Herr Jost begleitet mich, als ich gehe. Ich ahne natürlich nicht, dass ich

mit Josta noch viel zu tun haben werde - Trauriges.

Ich renne die Strasse hinunter, und ein Gefühl von unbeschreiblicher Erleichterung kommt in mir hoch. Ich springe meiner Freundin um den Hals, die unten auf mich wartet.

So arbeite ich nun Tag für Tag bei den verschiedensten Leuten. Mit dem ersten sehr hohen Lohn kaufe ich mir ein perlweisses 10-Gang-Velo und spurte nun von Strasse zu Strasse.

Bei Josta bin ich jeden Tag. Wir alle wissen, dass ihr die Ärzte kaum noch einen Monat geben. Die Frau lässt sich nichts anmerken, gibt nicht auf. Auch wenn es jeden Tag weniger Schritte werden, die sie gehen kann, huscht ein Lächeln über ihre leicht bläulichen Lippen. Als ich die Fenster putze vor ihrem Bett, weint sie vor Freude. Ich habe diese Frau selbgezwungen, obwohl sie mich unheimlich fordert.

Die Woche darauf bin ich nicht mehr bei Josta. Ein dringender Fall ist dazwischengekommen. Manchmal habe ich fast das Gefühl, dass die anderen Hauspflegerinnen die verschrichtesten Fälle mir überlassen. Jä nu, ich nehme den Lift, läute kurz, und als sich Frau Votta nicht meldet, trommle ich mit den Händen gegen die Tür.

Jetzt endlich öffnet mir die grosse, magere Frau, und ein starker Geruch kommt mir entgegen. Die Frau steuert mich mit ihren tauchten Fingern ins Wohnzimmer. Ich kloppe mit den Schuhen am Boden. Alles ist vollgepinkelt. Mensch, ich halte das kaum noch länger aus.

Das Zimmer ist kalt, armselig eingerichtet. Ein grauer Wandkasten, eine kaputte Couch. Die mittleren Latten fehlen, so dass die Frau wie eine Banane im Bett liegt. Vor ihr läuft der Fernseher ununterbrochen. Sie erzählt wime Sachen von früher, braucht immer dieselben Wörter und Silben. Irgendwann reist sie das Fenster auf, raucht eine Zigarette - und obwohl ich ihr beteuere, dass ich Nichtraucherin bin, hält sie mir immer wieder die Packung vor die Nase.

Ich hole bei der Nachbarin einen Kübel mit heissem Wasser und beginne den klebrigen, gelben Holzboden zu schrumpfen. Frau Votta wehrt sich, als ich ihr Bett frisch anschauen will.

Ich setze sie kurz auf den Boden – streichele ihr über das runzlige Gesicht und beruhige sie. Der Urin ist bis zur Matratze durchgedungen. Nachdem das Bett sauber angezogen ist und der Boden ein bisschen weniger klebt, hole ich nebenan in der Migros Fleisch, Brot und Früchte.

Als ich schwerbeladen die Türe zum Lift aufzassen will, hockt Frau Votta vor mir, völlig verwirrt, läßt vor sich hin. Ich greife ihr unter die Arme, um sie aufzunehmen. Sie ist nass, der Lift stinkt, alles ist verpestet.

Was soll ich bloss tun? Wir fahren zusammen zur Wohnung. Verdammst, ich fühle mich so unsicher. Das Bett ist schon wieder schmutzig. Ich nehme die Sauerei im Lift mit einem Lappen auf. Die Frau hat Freude an den reifen Bananen, dem Fleisch und den frischen Mohrrüben. Ich laufe schnell mit der schmutzigen Wäsche in die nahe Wäscherei, kaufe noch die verlangte Muratti-Packung. Frau Votta ist arm. Sie bekommt vom Sozialamt finanzielle Unterstützung. Sie ist vertraulich, redet von schönen Can-Fahrten in den Tessin und wirft zufriedene und dankbare. Immer wieder betont sie, welche Freude es sei, einen Fernseher zu haben: so viele Farben und Sonder. Sie sei nur selten traurig, wenn sie friere und so alleine sei.

Als ich sie verlasse, kommen mir zwei Frauen aus dem Haus entgegen. Was ich bei diesem verrückten Weib suche? Ich lächle sie verständnislos an. Was verrückt?

Nach einer Woche Unterbruch komme ich wieder zu Frau Jost. Sie hat mich mir gefragt, ihr Zustand hat sich verschlechtert. Sie kann nicht mehr aufstehen, ist müde. Ich helfe dem Mann in der Küche, putze das Badezimmer, hänge Wäsche auf, renne schnell weg, um Säfte zu holen. Frau Jost lobt mich. Sie fragt mich, was das alles soll im Leben? Ich ahne noch nichts, versuche ihr die Frage zu beantworten. Beim Abschied drücken ihre Hände stark die meinen. Sie verspricht mir, morgen genauer zu wissen, was zu tun ist in der Wohnung. Am nächsten Tag ist das Wetter strahlend. Das Velo läuft prima, ich stelle es vor Josts Wohnblock hin. Die Tür ist offen, Herr Jost begrüsst mich kurz. Ich muss mich im Wohn-

zimmer auf einen Stuhl setzen. Er werde kurz in die Stadt fahren, die Krankenschwester komme jeden Augenblick: Seine Frau sei heute noch nicht aufgewacht.

In mir stürzt alles zusammen. Ich möchte schreien, weinen. Ohnmächtig und enttäuscht bleibe ich sitzen, während er geht. Vielleicht erwacht sie, wenn ich zu ihr gehe, wenn sie mich sieht, hört. Langsam taste ich mich zu ihrem Zimmer. Ich vernehme laises Röcheln.

Auf einmal überkommt mich eine unbeschreibliche Angst. Ich stosse die Tür auf und erschrecke. Frau Josts Kopf hängt entstellt auf die Seite, ihr Mund ist schief und die Zunge unbeweglich. Die Augen starren. Sie atmet tief, laut und unregelmässig. Ihre Lippen sind blutverschmiert. Sprechen kann sie nicht mehr. Offensichtlich hatte sie letzte Nacht einen Schlaganfall.

Ich lasse die Türe offen und höre nun das rauhe Atmen durch die ganze Wohnung. Wenn es einen Moment aussetzt, springe ich sofort hoch. Ich fühle mich so elend. Ich sitze hier alleine in der Wohnung mit einer todkranken Frau. Das Telefon läutet. Ein Mädchen möchte unbedingt mit Frau Jost sprechen. Ich kann die Worte nicht finden, stottere etwas von ... kann jetzt nicht mehr sprechen und hänge auf. Jeder ihrer Töne geht mir durch Mark und Bein. Ich friere, getraue mich kaum zu bewegen. Langsam bekomme ich sogar Angst davor, dass sie so entstellt auf mich zukommen könnte.

Die Krankenschwester kommt,

Ich habe Respekt vor ihr. Sie peckt Schläuche, Spritzen usw. aus und bittet mich, ihr zu helfen. Wir entkleiden Frau Jost vorsichtig. Ich merke, wie sie zuckt. Offenbar spürt sie die Schmerzen noch. Die Schwester dreht ihre Arme beikot, scheint das laute Stöhnen der Frau zu ignorieren. Ich schaue weg, als sie die vielen Spritzen in die weisse Haut stösst. Schläuche anschliesst und eine Flasche über dem Bett befestigt.

Am liebsten hätte ich ihr ins Gesicht gespuhkt. Aber vielleicht braucht man diese Härte, wenn man jeden Tag mit todkranken Menschen zusammen ist, sonst würde man wohl psychisch kaputtgehen. Herr Jost kommt, küsst seine Frau auf die Stirn, beginnt zu weinen. Langsam gehe ich die Treppe hinunter und steige aufs Velo.

Die nächste Nacht schlafe ich kaum. Ich träume unheimliche Sachen von Frau Jost, höre sie stöhnen. Ich bin wie in Trance. Als ich am Nachmittag dann wieder mit ihr alleine bin, flope ich fast aus. Sie hat begonnen, Blut zu spucken. Ich halte ihr Nastuch um Nastuch hin. Das Blut kommt dunkelrot, fast schwarz aus ihrem Mund. Langsam versuche ich mit ihr zu sprechen, erzähle von mir, meinen Geschwistem. Ich berühre ihre Hand, tröste ihren Mann mit unbeholfenen Worten wie: vielleicht kommt's wieder. Ich gehe.

Tags darauf sträube ich mich innerlich mit Händen und Füssen dagegen, wieder zu Josts zu gehen. Ich schaffe es nicht mehr. Ich schaue, dass ich so

gegen zwei Uhr bei Josts ankomme, weil um diese Zeit immer der Arzt dort ist. Dann bin ich wenigstens nicht allein mit der Frau.

Ich nehme mir vor, wenn ich hereinkomme, nicht ins Schlafzimmer zu schauen, weil ich bei ihrem Anblick immer so zusammenzucke. Ich trete ein.

«Warum decken Sie sie nicht zu?» höre ich mich fragen. Im Moment, als ich sie berühre, sagt er, dass sie tot sei.

Mir gegenüber steht Herr Jost. Nur nicht nach rechts schauen, dort liegt sie. Herr Jost bleibt einfach so stehen. In mir staut sich alles an. Ich drehe mich, sehe Frau Jost in einem neuen Nachthemd oder einer Decke einfach so auf der kalten Matratze liegen.

«Warum decken Sie sie nicht zu?» höre ich mich fragen. Im Moment, als ich sie berühre, höre ich ihn sagen, dass sie tot sei. Ich trete zurück, bin komisch ruhig. Es ist das erste Mal, dass ich einen toten Menschen sehe. Herr Jost weint, schreit den Schmerz laut heraus. Es hat keinen Sinn, ihn zu trösten. Er hat die Frau verloren, mit der er bisher das Leben teilte.

Ich nehme vieles nur noch unklar wahr. Zwei Männer vom Bestattungsinstitut kommen. Sie bitten den Mann unfreundlich, er solle sich jetzt bitte kurz von der Frau verabschieden. Unterdessen versuchen sie mit mir zu schäkern. Herr Jost möchte gerne Blumen mit in den Sarg geben. Sie erklären, dass sowas nicht gehe. Erst als ich mich einmische, nehmen sie sie mit. Sie bringen den Sarg kaum zur Türe hinaus. Ich höre, wie die Leiche hin und her kippt.

Herr Jost möchte gerne allein sein. Er bittet mich, morgen nochmals zu kommen. Ich weiss genau, dass ich es nicht mehr schaffen werde. Noch einmal schaue ich ins Zimmer, eine Rose liegt am Boden. Ich gehe.

Anna-Christina Gabathuler

JUNGE TEAM-AUTOREN

Ein Aufruf an alle, die etwas zu sagen haben! Dieser Text der 18jährigen Anna-Christina Gabathuler zeigt, dass eine engagierte Laien-Autorin manchmal genauso gut schreibt wie ein abgebrühter Profi. Das kann auch für dich gelten. Schick uns deine stärkste Story! Allerdings eine, die einiges mit dir oder deiner Umwelt zu tun hat. Also keine frei ersponnene Geschichte. Jeder Text, den wir veröffentlichen, wird selbstverständlich mit einem Profihonorar entlohnt!

W Ü R D I G U N G E N

W Ü R D I G U N G

DER ARBEIT

"SPUREN. EIN BESUCH IN PRAG"

VON DIETER BACHMANN

Zu Kafkas hundertstem Geburtstag erscheinen fast überall Gedenk-
artikel. Sie bringen uns bestenfalls Leben und Werk des Künstlers
näher, sind aber häufig langweilig und wirken meist nur durch die
Literaturbeispiele. Dieter Bachmann geht mit "Spuren" dagegen
weit über die historische und literarische Information hinaus und
schreibt einen Artikel, der in allen Belangen als geglückter Wurf
bezeichnet werden darf. Woran liegt nun aber das Besondere? Zu-
nächst bestimmt daran, dass es sich nicht ausschliesslich um eine
Auseinandersetzung mit Kafka handelt. Der Autor benützt Kafkas
Geburtstag vielmehr als Aufhänger, um uns einen frage- und
problembehafteten Bericht mit moralisch-ethischer Aussage zu
unterbreiten. Der Leser hat einen Artikel über Kafka, Havel,
Prag, den Prager Frühling, Prag damals und heute vor sich. Diese
fast etwas abgegriffen anmutenden Themen werden sehr subtil,
poetisch und undoktrinär angegangen und in intellektuell beste-
chender Weise miteinander verbunden. Man bewegt sich in verschie-
denen Zeiten, in verschiedenen Welten, was dem Text Vielschich-
tigkeit im Sinne Kafkas verleiht.

In Prag ist Bachmann auf der Suche nach Spuren Kafkas. Die Spuren
führen, wie der Verfasser selber meint, nicht unbedingt geradeaus.
Sie werden aufgezeigt, der Leser wird auch ein kleines Stück des
Wegs begleitet, soll ihn dann aber selber weiter verfolgen, sich
seine eigenen Gedanken machen. Als zentrales Motiv gibt sich das
Problem der "Unperson" zu erkennen: Vaclav Havel als Unperson,
Franz Kafka als Unperson, am Rande in gleicher Kategorie auch
Alexander Dubcek. Die in Prag im Jahre 1983 gefeierte Person da-
gegen ist der Schöpfer des braven Soldaten Schweik, Hasek. Auf
knappstem Raum und sprachlich brillant werden vom Motiv ausgehend
zentrale Probleme wie Staatsraison, Propaganda, Geschichtsempfin-

den angeschnitten. Ein wohlproportioniertes Gemisch von Zitaten mit eigenen Erlebnissen und Empfindungen aktualisiert diese Dauerthemen.

Eine zusätzliche Abrundung erhält der Beitrag durch das Interview mit Willy Kafka, einem Maurerlehrling, der in Wiedikon wohnt. Damit wird der Bogen auch zur Schweiz gespannt.

Die Jury war sich einig, dass es sich bei "Spuren" um einen journalistischen Beitrag mit literarischer Qualität handelt und beglückwünscht Dieter Bachmann zu dieser ausgezeichneten Leistung.

Marie-Louise Baumann

W Ü R D I G U N G

DER ARBEIT

"EROSION UND ENTWALDUNG,
"VERWÜSTUNG UND VERSALZUNG"

VON GEORG GERSTER

In seinem Artikel "Erosion und Entwaldung, Verwüstung und Versalzung" macht Georg Gerster die Kräfte sichtbar, die das Gesicht der Erde verändern. Bilder unvergleichlicher Brillanz vereinigen sich mit prägnantem, fundiertem Text zu einer Aussage von nachhaltiger Wirkung.

Umweltzerstörung und Umwelterhaltung gehören zu den grossen Themen unserer Zeit: Georg Gerster hat die Signale, die auf unwälzende, rasante Veränderungen der Erdoberfläche hindeuten, schon seit langem beobachtet, mit unerhörter journalistischer Zielstrebigkeit dokumentiert und mit wissenschaftlich geschultem Verstand in einen globalen Zusammenhang gestellt.

Die Aufnahmen, vor allem die Flugbilder, die er von seinen Reisen quer durch die Kontinente zurückgebracht hat, bestechen durch ihre formale Perfektion; ihren tieferen Sinn erhalten sie aber erst durch die Legenden und den sie begleitenden Text. Auf diese Weise lassen sich aus den Strukturen der abgebildeten Landschaften die Prozesse erahnen, denen unsere Erde unterworfen ist; wir erkennen, dass weltweite Verschiebungen im Gang sind, die die Bodenfruchtbarkeit ganzer Landstriche vernichten und damit die Lebensgrundlagen zukünftiger Generationen in Frage stellen.

Deshalb Verunsicherung und Angst zu schüren, liegt dem Autor keineswegs. Im Gegenteil, mit Wort und Bild regt er an zur besonnenen Auseinandersetzung mit der Realität. Er eröffnet uns

üngewohnte räumliche und zeitliche Perspektiven und fordert uns auf zum Nachdenken über die Rolle, die wir als Einzelne und als menschliche Schicksalsgemeinschaft gegenüber unserer Umwelt spielen. Es gelingt dem Autor auch, bewährte Formen der Symbiose zwischen Mensch und Natur darzustellen sowie Wege aufzuzeigen, wie Fehlentwicklungen begegnet werden kann. Er handelt dabei in der besten Tradition des Reporters, der vom persönlichen Augenschein und Erleben ausgeht, seine Gedanken jedoch verbindet mit den Erkenntnissen der Wissenschaft.

Georg Gerster hat bereits internationale Anerkennung gefunden. Das hält die Jury aber nicht davon ab, den vorliegenden Artikel auszuzeichnen - als beispielhafte und bewundernswürdige Leistung eines Autors, der jedem von uns helfen kann, unseren Alltag mit anderen Augen zu sehen.

Hans Bosshard

W Ü R D I G U N G

DER ARBEIT

"ENDSTATION OHNMACHT"

VON ANNA-CHRISTINA GABATHULER

Warum hat die Jury beschlossen, für den Artikel "Endstation Ohnmacht" von Anna-Christina Gabathuler einen Sonderpreis auszusetzen? Ich möchte dafür drei Gründe anführen.

Zunächst einmal konnten wir Frau Gabathuler nicht einfach einen Preis zusprechen, sondern mussten zum Mittel des Sonderpreises greifen, weil sie gar nicht Journalistin ist. Christina Gabathuler absolviert zurzeit in Zürich eine Buchhändlerlehre. In der redaktionellen Einleitung zu ihrem Artikel lesen wir: "Eigentlich wollte die 18-jährige Anna-Christina Gabathuler bloss die paar Monate bis zum Beginn ihrer Buchhändlerlehre überbrücken. Doch dann wurde sie knallhart mit Leben und Tod konfrontiert. Als Hauspflegerin fuhr sie mit ihrem Fahrrad von Mensch zu Mensch und erlebte Einsamkeit und Elend alter Leute".

Die Art nun, wie Frau Gabathuler ihre Begegnungen mit alten Menschen schildert, ist der Grund, warum wir diese Arbeit als preiswürdig einstufte. Sie beobachtet genau, nimmt das Gesehene und Gehörte mit äusserster Intensität auf und gibt das Äussere Geschehen wie ihre eigene Befindlichkeit so sauber und redlich formuliert wieder, dass man beeindruckt und betroffen mitliest. Es ist eine Arbeit mit vielen professionellen Qualitäten, aber frei von jeder Routine, eben ohne jede Spur von Verbrauchtheit, auf die man häufig in den Artikeln von Profis stösst.

Der dritte Grund für diese Auszeichnung: Die Jury möchte damit dokumentieren, dass sie den Zürcher Pressepreis auch als Förderungspreis versteht und sich bemüht, ein Auge auf Nachwuchstalente zu haben. Man muss nicht Bütler, Bachmann, Gerster oder Kohlschütter heissen, um eine Chance zu haben. Der Sonderpreis für Christina Gabathuler ist - wie 1982 der Preis für Caroline Ratz - auch als Aufmunterung für junge Berufsleute und Nachwuchstalente zu verstehen mitzumachen.

Dr. Walter Stutzer

ZUR VERLEIHUNG DES
ZÜRCHER JOURNALISTENPREISES 1984

- UEBER LÄNGE UND WÜRZE -

Rede von

Dieter Bachmann

Ohne Fleiss kein Preis, sagt der stets zu sinnigen Reimen aufgelegte Volksmund. Da nun der Fleiss, der allenfalls zu einer Reportage geführt hat, die Ihnen preiswürdig schien, sich in der Erinnerung schon wieder in das zurückverwandelt hat, was er vor der Arbeit war, in Vergnügen, und da auch der zu Fleiss gehörende Schweiss in der Beliebigkeit eines sinnlosen Reims versickert ist, bleibt der Fleiss, der bei der Entgegennahme des Zürcher Journalistenpreises abzuleisten ist: ein paar Worte werden, so sagt man uns, erwartet. Ich gestehe, dass mir das nicht leicht fällt, nachdem im letzten Jahr Andreas Kohlschütter in die ethischen Beweggründe unseres Berufs geleuchtet hat und nachdem bei mir selbst im Augenblick kein Drang zur Selbstdarstellung besteht. Aber vielleicht ist das der Ort, dachte ich mir, dann eine Idee auszusprechen, auf die ich nicht das Copyright habe, aber die mir am Herzen liegt.

Ich fahre mit dem oben schon zitierten Volksmund weiter, mit einem weiteren Reimschen. Nicht nur dass es ohne Fleiss keinen Preis gebe, sagt man uns ein wenig moralinsauer; ein anderer Satz, den man uns gern um die Ohren schlägt heisst "In der Kürze liegt die Würze". Ich könnte mir denken, dass das ein an Journalistenschulen beliebter Satz ist. Trotzdem oder gerade deswegen möchte ich ein bisschen an seiner alleinseligmachenden Gültigkeit heranzweifeln.

Nicht einmal in der Küche, wo das Sätzchen doch wohl herstarmt, gilt es vorbehaltlos. Zwar trifft es zu für Saucen, vielleicht für Suppen - aber schon für den Vorgang des Kochens solcher Saucen und Suppen gilt es nicht mehr; Würze kommt wohl eher durch Länge der Kochzeit zustande - was lange währt, wird endlich würzig.

Wenn das Wort von der Würze in der Kürze schon in der Küche nur kurzen Bestand hat, gilt es noch weniger, jedenfalls noch weniger pauschal, im Bereich des Geschriebenen und mithin im Bereich des

Journalismus. Zwar möchte ja niemand einen Aphorismus in der Länge einer Zeitungseite lesen, und auch die sogenannten Leitartikel mit ihrer monologischen Auftrittsgebärde kann man sich oft kürzer vorstellen, um nicht mehr zu sagen, aber Kürze, die oft geforderte, ist doch noch lange kein Kriterium für journalistische Qualität. Das Problem des Schreibers ist ja nicht, wie er zu möglicher Kürze kommt, auch wenn Knappheit eine Tugend ist, sein Problem ist immer wieder dies, wie er zu einem Stoff die richtige journalistische Form findet, eine Form, die dem Stoff entspricht. Die Entsprechung von Form und Inhalt sollte es ja nicht nur in der Literatur geben, von wo ich, ich gebe es gerne zu, die Anschauung beziehe, es gibt sie natürlich auch im Journalismus. Wir füllen zwar oft ab, wie man so schön sagt, nämlich Zeilen in Spalten; trotzdem hat sich bei mir die etwas idealistische Anschauung gehalten, dass die Frage der Form nicht ein Problem der Verpackung sondern eines der Gestaltung sei.

Es gibt den Reichtum der Formen, damit man sie benützt, aber unter den Formen gibt es immer wieder die vernachlässigten - mir fällt gegenwärtig auf: der Aphorismus, die Polemik, der Essay. Auf die letztere nämlich die lange Geschichte, den fundierten Aufsatz, den Essay im eigentlichen Sinn, meinetwegen sogar die Abhandlung will ich hinaus; Mir scheint, dass wir - und dieses Wir schliesst Journalisten und Herausgeber oder Verleger ein - vor der grossen Form immer wieder zu schnell zurücksucken. Meistens mit einer Begründung, die ich eine Unterstellung nennen möchte, mit der Begründung, "der Leser wolle das nicht", "dem Leser sei das nicht zuzumuten". Den Leser in diesem pauschalen Sinn gibt es aber nur im fiktiven Bereich der Leserumfrage, diesem Selbstkastrationsinstrument des Journalismus. In der Wirklichkeit kommt der Leser nur im Plural vor, nämlich als die Leser, und unter diesen gibt es, das behaupte ich, genug Interessierte, die auch die Langstrecke von einigen Zeitungseiten spielend schaffen. Sonst wäre ja der Marathon der Buchlektüre längst abgeblasen; dem Buch geht es aber ordentlich gut.

Ich selbst habe das Glück, an einem Presseprodukt mitzuarbeiten, in dem Länge möglich und manchmal sogar erwünscht ist - viel Auswahl hat man aber nicht mehr in der Schweiz, wenn man als Journalist eine Würze hat, die Länge braucht. Ich meine, um einen Ausfall auf Fremdgebiet zu wagen, dass vor allem die Illustrierten dem importierten Trend erlegen sind, dem Bild magische erzählerische Qualitäten zuzuschreiben, die es nur in den seltensten Fällen hat, und die dafür den Text in das Aschenbrödelcafé einer längeren Bildlegende verbannen. Wenn aber der Journalist den pädagogischen oder sogar philosophischen Furor hat, diese Welt erklärbarer zu machen, durchschaubarer, verständlicher, begreifbarer, ist er vom Bild immer wieder auf das Wort verwiesen, imperativ.

Untersuchungen darüber, wieviel Information durch den Bilderdschungel sagen wir einer Fernsehtagesschau gerade noch durchsickert, sprechen eine deutliche Sprache, aber auch mit den beliebten Farbstrassen erhöht man allenfalls einen Reiz, aber man denkt nicht. Ich meine, um es pointiert zu sagen, dass in einer Zeitung oder Zeitschrift mit zunehmender bildbedruckter Oberfläche ihre Oberflächlichkeit zunimmt.

Spricht hier der Neid des Textautors, der allenfalls weniger verdient als der Bildautor? Oder der Ewiggestrige, der mit seinem Wortfimmel neuen Ausdrucksformen den Weg verbaut? Der Elitiere, der sich gegen eine den Massen verständliche Form, nämlich eben das Bild wehrt? Aber ich bin ja gar nicht gegen Bilder, ich bin nur dagegen, dass dem Bild der Text geopfert wird. Ich bin dagegen, dass die intellektuelle Disziplin der Lektüre - schwarze abstrakte Schriftzeichen zu entziffern und im Hirn zu einem Sinn zusammensetzen -, durch die viel grössere Beliebigkeit des Bildes ersetzt wird. Ich rede als einer, der seinen Kindern empfiehlt, die Romane von Joseph Conrad und Thomas Mann zu lesen, bevor sie am Fernsehen kommen. Nachher ist es nämlich zu spät für die eigene Phantasie. Und ich rede hier vor allem als einer, der die unbedingte Ueberzeugung hat, dass die Anschauung des Journalisten, und mit ihr die Nuance, das Detail, die bedeutende

Kleinigkeit und vielleicht sogar die scheinbar unbedeutende - wer weiss schon immer beim Schreiben, in welchem Detail sich diesmal der liebe Gott versteckt -, dass solche Anschauungen und damit Länge eine Qualität sein können. Manchmal sind eben die Schuhe des berühmten Mannes, die sich mir unter dem Tisch entgegenstrecken, vielsagender als die Konfession, die er mir oben auf Tonband spricht. Ich möchte die Möglichkeit haben, das Unscheinbare in den Rang des - im einfachsten Wortsinn - Bedeutenden zu heben, das muss meine Freiheit sein, das ist meine Lust. Ich möchte den Raum für eine unausgereifte Vermutung zwischen den Bohnenstangen des sogenannt Nachprüfbaren, an denen die Fakten ranken; ich möchte eine Kleinigkeit, die mir wichtig erscheint, zu Ende beschreiben können. Ich glaube, möglicherweise im Gegensatz zu Lehrmeinungen, an das Erzählerische im Journalismus; und Erzählungen sind, wenn sie gut sind, immer gut im Detail. Damit stelle ich mich nicht zum Beispiel gegen den Nachrichtenjournalismus, der eine andere Aufgabe hat.

Ich möchte mich bloss wehren für schreibende Kollegen - ich meine ganz bestimmte Kollegen -, deren Begabung und Lust zugrunde gerichtet wird durch das Diktat von Verlegern, Chefredaktoren und Redaktoren, die bei ihnen allenfalls noch längere Bildlegenden bestellen oder den berühmten langen Artikel von 140 Zeilen à 37. Für jene Kollegen, bei denen der Text, der hoffnungsvoll länger geworden ist, spätestens beim Layout den Kürzeren zieht. Ich möchte mich wehren für mich und jene Kollegen, denen das Erlebte so wichtig ist wie das Recherchierte, für mich und jene, die nach vierzehn Tagen Faktenbeigen eben Lust verspüren, daraus eine richtige Geschichte zu machen und die zu allem Ueberfluss noch davon überzeugt sind, dass diese Geschichte irgendwie wichtig ist. Und wehren möchte ich mich vor allem für die Leser, die allemal gescheiter sind als das, was die Leserumfrage von ihnen hält.

Und darum würde ich mir wünschen, dass ich als Leser auch auf dem kleinen Pressenmarktplatz Schweiz mehr Auswahl habe als zwischen TransAtlantik und TransAtlantik, wenn ich nicht viel anderes als

gutgeschriebene, genau gedachte, würzige und lange Artikel, Reportagen und Analysen lesen will. Ich wünsche mir - und damit danke ich Ihnen, der Jury, auch für den Preis, der mich dies mit Fleiss sagen lässt -, ich wünsche mir, dass wenigstens einer unserer Verleger auf die Idee käme, nicht nur in neue Kinder-, Jugend-, Mädchen-, Knaben-, Teenager-, Jungmanager-, Senioren-, Hobbysegler und Wein-, Weib- und Gesangpostillen zu investieren. Ich wünsche mir die Begründung eines ebenso fröhlichen wie verdienstvollen Verlustgeschäfts in Form einer schweizerischen Leserzeitschrift ohne oder fast ohne Bilder für all die vielen Leser, die gern lange, ausgeschriebene, ausformulierte, ausgedachte, langdauernde, gründliche Artikel lesen. Dass Kürze in der Würze liegt, gilt vielleicht für Ansprachen, aber nicht für unser Metier schlechthin - beim heiligen Hemingway: Für 49 Depeschen brauchte der, nicht der unwürzigste Reporter aller Zeiten, rund 500 von Rand zu Rand vollgeschriebene Manuskriptseiten. Rechnen Sie!

ANLÄSSLICH DER ÜEBERREICHUNG DES
ZÜRCHER JOURNALISTENPREISES 1984

Rede von

Georg Gerster

Ich muss Sie um Nachsicht bitten, dass ich diese doch sehr erfreuliche Gelegenheit beim Schopf packe, um einem Aerger Luft zu machen - einem Aerger, der mein Berufsleben begleitet, seit ich versuche, in zwei Sätteln zu reiten, mich in zwei Medien, jenen des Worts und des Bilds, auszudrücken. Aergerlich ist mir immer die Behauptung gewesen, oft und gedankenlos nachgeplappert, dass ein einziges Foto so viel sagen kann wie tausend Worte, weil ich der Meinung war, - und dieser Meinung je hartnäckiger anhang, desto länger ich in diesem Doppelgewerbe Bild und Wort tätig bin - dass ein Foto tausendundein Wort bedarf, um überhaupt verständlich zu werden.

Die Aeltern unter Ihnen erinnern sich vermutlich des Porträts, das der Meisterfotograf Karsh im Jahre 1941 oder so von Churchill anfertigte. Die Nemesis der Nazis ist in diesem Porträt Bild geworden: der britische Kriegspremier mit drohend vorgeschobenem Kinn, mit Ingrim den Feind fixierend. Karsh hat nun kürzlich in seinen Lebenserinnerungen erzählt, wie es, wie er zu diesem Porträt kam. Churchill sass ihm ein paar Minuten zwischen zwei Sitzungen. Karsh, zu dessen vorgefasstem Bild von einem Staatsmann offenbar die Zigarre nicht passte, nahm sie ihm kurzerhand aus dem Mund - Unwille und Zorn des Abgelichteten erregte nicht der Feind, sondern die entschwundene Havanna.

Fotos sind nicht immer, was sie scheinen. Das wissen wir alle. Was wir alle aber im Umgang mit Fotos zu wenig berücksichtigen: Fotos scheinen nie, was sie immer sind: in Richtung auf Beliebigkeit veränderte Besonderheit. Das fotografische Abbild bringt die Wirklichkeit auf einen sehr viel grösseren gemeinsamen Nenner; das Genaue, Einmalige, Individuelle wird dabei kollektiv, summarisch, unbestimmt. Brecht sagte einmal, dass eine Photographie der Krupp-Werke niemals die Wirklichkeit der Krupp-Werke vorführe. Dieser Entwirklichungsvorgang gilt auch für die klassischen Fotos, die längst im Pantheon des Fotojournalismus ihren Ehrenplatz haben. Das Bild des sterbenden Soldaten in Spanischen

Bürgerkrieg - es ist nicht das Sterben, es ist nicht der Krieg, natürlich nicht, es reduziert vielmehr Sterben und Krieg auf ihren Vorzeigewert. Ueber die Entwirklichung, die im Wesen der Fotografie liegt, haben einige gute Köpfe nachgedacht, aber für den Umgang mit Bildern sind solche Ueberlegungen folgenlos geblieben. Aus der Entwirklichung ergibt sich ein Informationsnotstand. Der bildbegleitende Text, zusammen mit dem Bewusstsein seiner Leser, wird zuletzt entscheiden, ob das Foto von Bob Capa aus dem Spanischen Bürgerkrieg gegen den Krieg agiert oder den Heldentod fürs Vaterland propagiert. Ich glaube, dass die Mehrzahl der Fotos Wortkrücken, Bildunter- und Bildüberschriften, gar nicht entbehren kann.

Und ein zweites: wahrscheinlich neigt jede Form des Kommunizierens zur Bildung von Klischees. Klischees sind die Sklerosen in den Arterien des Informationsflusses. Aber das fotografische Bild, weiss Gott ein Ueberaus wichtiger Mittler der Massenkommunikation, scheint gegenüber Stereotypen besonders anfällig - ich denke, wegen der in seinem Wesen begründeten Entwirklichung. Die Amateurfotografie feiert wahre Orgien des Stereotypen. Schlagen Sie irgend ein Familienalbum auf, da erscheint der Mensch stets in seinem typischen Phasen- oder Rollenverhalten. Das zahnende Baby. Das Kind am ersten Schultag. Oder dann bei den kollektiven Riten: Das Brautpaar lässt grüssen. Und erst die Tourismusprospekte und -broschüren! Hier kommen die Allerweltstrüme der Freizeitgesellschaft zu den höheren Kodak-Weißen, in ihnen ist der Globus unerlösbar zu einem einzigen ostereibunten Klischee geworden. Dieser Hang zum Bildklischee, zur Stereotypisierung der Illustration hinterlässt auch in der Presselandschaft ihre Spuren. Und sie werden tiefer werden mit technischen Neuerungen. Die Bildplatte etwa erlaubt Fotoagenturen, also bedeutenden Bildanbietern, ihr Sortiment zu standardisieren; der für Illustrationen zuständige Redaktor kann nach Katalog ordern, die Ikonografie der Welt wird festgeschrieben. Vorurteile, Vorurteile sind der Humus für diese Stereotypisierung. Auch der Fotograf im Feld ist nicht frei von Vorurteilen, die bildwirksam werden. Warum darf ein Staatsmann in einem formellen Foto-Bildnis

nicht an seinem Glimmstengel ziehen? Häufiger sündigt freilich der Bildredaktor, der seine vorgefasste Meinung oder die Erwartungen seiner Leser, und Erwartungen sind ja Vor-Urteile, zum Kriterium seiner Wahl macht. Eines meiner Afrika-Bilder, aufgenommen im Sahel-Gebiet, zeigt eine Gruppe von Frauen, die in einem ausgetrockneten Flussbett nach Wurzelknollen von Seerosen stochern. Das Foto wurde eine Standard-Illustration für die Dürrekatastrophe im Sahel. Dabei fällt der gezeigte Fluss, Katastrophe hin oder her, alljährlich für einige Monate trocken, so will es der normale Wechsel von Trocken- und Regenzeit, und die ansässige Bevölkerung bleibt auch in einem günstigen Jahr auf alle Gaben der Natur angewiesen, mögen sie noch so mager sein. Also eigentlich nur die Illustration für die Lebensweise in einer stets gefährdeten ökologischen Nische ... Um das Informationsmanko zu beheben, das zu der Natur jedes Fotos gehört, plädiere ich für genaue, ausführliche, respektvolle Bildtexte. Und auch gegen die Krankheit, bei der Bilder zu wohlfeilen Belegen unserer Vorurteile werden, weiss ich nur eine Medizin: Wörter - Worte und nochmals Worte, tausendundeins, sovielen eben Raum und Redaktion erlauben. Jedenfalls sind Bilder zu wichtig, um den Entscheid, wieviele Buchstaben Bildunterschrift ihnen zukömmlich sind, dem Layouter und Grafiker zu überlassen.

Nun ja, Bilder haben Wirkungen, mit oder ohne Legende, ich weiss. Denkbar ist, dass die Bildunterschrift mitunter sogar der wünschbaren Wirkung abträglich ist. Möglicherweise hätten die Tommies nicht so verbissen gegen die Faschisten gekämpft, wenn sie erfahren hätten, dass auf dem Bild der Grimm ihres obersten Kriegsherrn lediglich seiner Havanna galt. Und mein Bild von den Frauen im Sahel hätte vielleicht nicht so viele Solidaritätsgefühle mobilisiert, wenn dem Leser der jahreszeitliche Charakter der Seerosenknollenernte, also der Mangel an Katastrophenstimmung, erläutert worden wäre. Da heiligt der Zweck zumindest die Unterlassung, auch Missverständnisse können ja produktiv werden.

Meine Damen und Herren, Wirkung zu haben ist wohl der Traum jedes Journalisten. Mein Alptraum war es jedenfalls stets, keine zu

haben. Wenn man die Erde - wie ich das seit vielen Jahren aus Neigung und Notwendigkeit tue - hauptsächlich von oben, aus dem Flugzeug erkundet, muss man auf den Vorwurf, unengagiert, leichtsinnig und ein Lufttibus zu sein, nicht lange warten. Gegen solche Vorwürfe habe ich mich stets damit verteidigt, dass wer in die Luft geht Ueberblick gewinne - und Uebersicht sei ja Voraussetzung zu Einsicht. Aber vielleicht habe ich das selber mehr gehofft als geglaubt - bis ich jetzt für die Hoffnung auf Einsicht aus Uebersicht den Beweis nachgeliefert bekam, einen wägbaren, gewichtigen.

Bei den Vorarbeiten zu dem Bildbericht, dem Sie heute Abend diese Auszeichnung geben, bei dem, das darf ich wohl beifügen, jahrelangen und weltweiten Sammeln dazu [Recherchieren heisst das heute etwas grossspuriger] - bei den Vorarbeiten machte ich auch Flüge über dem Weizenanbauggebiet in der US-amerikanischen Dreistaatenecke Washington/Oregon/Idaho, einer welligen Lösslandschaft, deren Fruchtbarkeit von katastrophaler Bodenabepflung bedroht ist - solange die Bauern nicht gezielte Vorkehrungen treffen. Bei diesen Fotoflügen nahm ich eine Farm auf, die das ganze Arsenal erosionshemmender Massnahmen in vorbildlicher Weise demonstrierte. Streifenanbau, Fruchtwechsel mit eingelegten Brachen, Layout der Felder auf den Höhenlinien des Geländes. Undsofort. Nicht nur vorbildlich war die Farm, sondern auch schön in einem herausfordernden, aufrufenden Sinn. Da ich zu diesem Foto tausendundein Wort sagen wollte, mir aber das Verständnis für viele Einzelheiten fehlte, schickte ich das Bild einem Bodenkundler des staatlichen Soil Conservation Service. David Hein hatte mich auf einigen Flügen begleitet. Er war von dem Foto so angetan, dass er es vergrössern liess und die Vergrösserung in seinem Büro aufhängte. Einige Tage darnach bekam er Besuch von Alex Schaub, einem Bauern, der sich seit Jahren störrisch weigerte, etwas zur Rettung seiner heruntergewirtschafteten Farm zu tun. Die Winterregen spülten auf der 800 Hektar grossen Schaub-Farm jedes Jahr pro Hektar bis zu 350 Tonnen fruchtbarsten Oberbodens unwiederbringlich weg. Als der Bauer in Davids Büro das Bild der andern, schönen und vorbildlichen Farm sah, gab er

plötzlich klein bei. Er sagt, auf mein Foto zeigend, David und sein Amt hätten freie Hand - "wenn ihr meine Farm zu einem gleich fantastischen Gebilde umodeln könnt".

David konnte. In kürzester Zeit gab er der Schaub-Farm die gleiche Zebra-Schönheit wie dem Vorbild. Dank dem Streifenanbau und andern Vorsorge-Massnahmen sanken die Bodenverluste auf erträgliche verantwortbare Werte.

"Du hast", dankte mir David, als wir später über die ummodelte Farm flogen, "dem Land Millionen Tonnen besten Ackerbodens gerettet".

Ich geucke - seither kann auch der Luftibus ohne Alpträume schlafen, wissend, wieviel gegebenenfalls sein Leichtsinns auf die Waage bringt.
